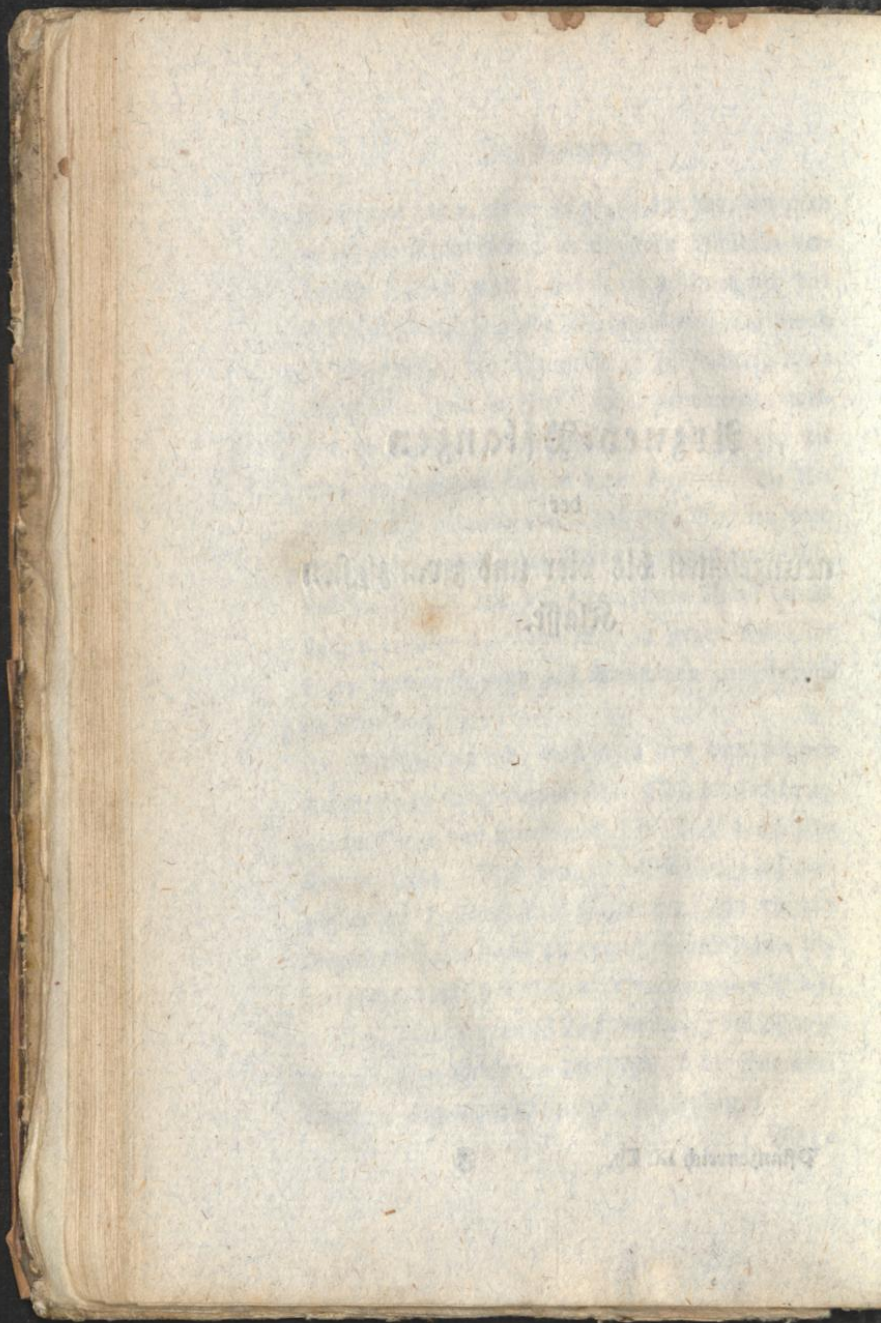


Arzney-Pflanzen
der
neunzehnten bis vier und zwanzigsten
Klasse.



Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Von den Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen: Habichtkraut, Kornblumen, Kamillen, den verschiedenen Wermutharten, Wohlwurzley, Schafgarben und mehreren andern; von der Osterluzey; und mehreren Bäumen und Gesträuchen, die in der Arzneykunde benützt werden; Nießwurz u. dgl.

Im zweyten Bande der Unterhaltungen aus der Naturgeschichte des Pflanzenreichs finden wir bereits die Merkmale der neunzehnten Klasse, deren Gehalt an wirklich medizinischen Pflanzen wir nun unsere Aufmerksamkeit widmen wollen, genau angegeben, und wir bemerken nur so viel, daß hierher alle diejenigen Pflanzen gehören, deren Blumen Staubbeutel haben, welche in einem Cylinder verwachsen oder verbunden sind.

Die Unterscheidung der Ordnungen dieser Klasse macht dem Anfänger in dieser weitumfassenden Wissenschaft mehr Schwierigkeiten, als in jeder andern

dern, und wir wollen sie eben aus diesem Grunde etwas näher betrachten. Sie zählt sechs Ordnungen, deren Unterscheidungs-Merkmale theils in der ganzen Blume, theils in dem Blümchen gefunden werden, welche diese zusammensetzen.

Die erste Ordnung nennt Linne Polygamia aequales, das heißt, wenn alle Blumen, welche eine zusammengesetzte Blume ausmachen, von gleicher Gestalt, und bey genauerer Betrachtung fruchtbare Zwitterblümchen sind, sie mögen eine Zunge oder eine Röhre bilden, wie wir dieses an einem vergrößerten Blümchen von der Sonnenrose auf Tab. XLIV. Fig. f. Band 2. recht deutlich und unter gehöriger Vergrößerung sehen.

Die zweyte Ordnung heißt Polygamia superflua. Wenn die zusammengesetzte Blume eine wahre Strahlenblume ist, auf deren Scheibe sich fruchtbare Zwitterblumen befinden, deren Strahlenblümchen aber nur fruchtbare Weibchen sind.

Die dritte Ordnung, Polygamia frustranea, bildet eine Strahlenblume, deren Scheibe aus fruchtbaren Zwitterblümchen, und deren Strahl aus unfruchtbaren weiblichen Blumen besteht.

In

In der vierten Ordnung, Polygamia necessaria, ist die zusammengesetzte Blume ebenfalls eine Strahlenblume, deren Scheibe aus Blümchen besteht, welche zwar Zwitterblumen, aber unfruchtbar sind; der Strahl hingegen besteht aus fruchtbaren weiblichen Blumen.

Die fünfte Ordnung, Polygamia segregata, schließt solche Pflanzen in sich, deren Blumen, außer der allgemeinen Blumendecke, ihre Blümchen noch in einer eigenen feldartigen Umgebung eingeschlossen enthält.

Die sechste Ordnung endlich, Monogamia, ist diejenige, deren Blumen nicht zusammengesetzt, deren Staubbeutel aber untereinander verbunden sind.

Der Ungeübte in der Botanik wird zum Selbstunterrichte im zweyten Bande weitere und vollständigere Belehrung nicht vermissen.

Die Zichorie oder Wegwart (*Cichorium*), mit welcher wir die Pflanzen der 19ten Klasse, die in der Arzneykunde angewendet werden, anfangen, ist bereits schon Tab. XIV. F. 33 B. 2. abgebildet, und unter den Gemüsesarten beschrieben worden; allein,
wir

wir müssen sie auch als Heilmittel kennen lernen, als solches wird die eigentlich wilde Cichorie (*Cichorium inthybus*), welche durch ganz Deutschland, besonders häufig an Wegen und Ackerrändern anzutreffen ist, gebraucht. Man findet den Fruchtboden der Blume fast mit Spreu bedeckt, das Federchen ist vielblättrig und spreuartig; dieses sind die wesentlichen Kennzeichen des Geschlechts. Die Art, welche auch gemeine Cichorie, Hindeläufzwurzel genannt wird, zeichnet sich durch zwey beynähe sitzende Blumen in den Blattwinkeln, und durch schrotsägenförmige eigentliche Blätter aus. Die Wurzel (*Radix cichorii*) ist der eigentlich in den Apotheken einzusammelnde und gebräuchliche Theil; man sammelt diese Wurzel im Frühjahr, wenn die ersten Blätter aus der Erde hervorkommen, bey milder, nicht feuchter Witterung oft schon im März; die später, wenn der Blütenstengel schon getrieben ist, eingesammelten Wurzeln sind kraftlos und holzig. Sie zeichnen sich durch ihre solzige Bitterkeit aus, werden zu den blutreinigenden Mitteln gezählt, und gewöhnlich mit andern Wurzeln und Kräutern als Thee verordnet; sie stärken den Magen und führen gelinde ab; auch schreibt man ihnen

ihnen eine besonders heilsame Einwirkung auf die krankhafte Leber zu; zuweilen gebraucht man auch das getrocknete Kraut, welches aber von weit geringerer Wirksamkeit ist; man sammelt auch wohl die schönen blauen Blumen (*Flores cichorii*), welche als Brustmittel angewendet wurden. In den Apotheken bereitet man aus der Wurzel, oder auch aus der ganz jungen Pflanze, ein Extrakt, Hindeläufren-Extrakt (*Extractum cichorii*), welches die Kräfte der Wurzel vollkommen in sich enthält, und zu den bessern Extrakten gezählt werden kann. Das Wasser (*Aqua cichorii*) hingegen, welches man sonst auch von dieser Pflanze abzog, gehört zu den vollkommen unwirksamen Mitteln.

Starke, recht fette Wurzeln werden auch gereinigt, in dünne Scheibchen geschnitten, und mit Zucker gesotten, bis sich dieser an dieselben anhängt; man nennt dieses Präparat eingemachte Eichorien-Wurzel (*Confectio radic. cichor.*), und bedient sich ihrer als angenehmes magenstärkendes Mittel.

Wenn die Pflanze blüht, bietet sie eben kein schönes Bild dar, indem dann alle Stengelblätter
ver-

verdorrt sind, obgleich die Blüthen, welche man den ganzen Sommer und Herbst hindurch wahrnehmen kann, mit einem sehr angenehmen und milden Blau das Auge entzücken. Selten trifft man sie auch röthlich; und noch seltner weißblühend an.

Sehr häufig auf unsern Wiesen finden wir den Wocksbart, Süßling (*Tragopogon pratense*). Das Geschlecht zeichnet sich durch einen nackten Fruchtboden, einen einfachen Kelch, und ein gefieltes Federchen, welches gefiedert *) ist, aus. Die Art hat Kelche, welche fast so lang wie die Strahlen der Blume sind, die Blätter sind ganzrandig, gefielt, lang zugespitzt, an der Basis scheibenartig, breiter, der Blumenstiel ist rundlich.

Dies

*) Sonderbar mag wohl dem Nichtbotaniker der Ausdruck, ein gefiedertes Federchen, ein gekelchter Kelch, und dergleichen einmal in der Botanik eingeführte Ausdrücke vorkommen, und Manchem mögen sie wie eine Charade erscheinen; allein, wir wissen keine bessere Art, uns deutlich zu machen, und die Pflanzen durch Merkmale voneinander zu unterscheiden, als diese, und müssen unsere Leser ebenfalls wieder auf die Terminologie in den ersten zwey Theilen verweisen.

Diese Pflanze gehdrt zu den sehr nützlichen botanischen, und findet sich in ganz Europa mehr oder weniger häufig verbreitet, vorzüglich auf guten fetten Wiesen; sie ist ein wahrer Leckerbissen für alles Vieh, besonders aber lieben die Schweine die Wurzel und suchen sie auf, weßwegen Wiesen, die häufig mit dieser Pflanze begabt sind, gegen dieses Vieh geschützt werden müssen, weil sie sonst die Wiesen sehr verderben würden. Die Wurzeln, im Frühjahr ausgegraben, werden als blutreinigendes Mittel in den Apotheken vorrätzig gehalten. Wegen des süßen Saftes, den diese Pflanze enthält, wird sie auch von Kindern im Frühlinge aufgesucht und der Saft ausgesogen, weßwegen man sie auf ähnliche Pflanzen, welche schädliche Eigenschaften haben, aufmerksam machen muß. Der Apotheker hat sich in Acht zu nehmen, daß die Blüthe des Bocksbarts nicht für die der Arnika eingesammelt werden.

Sehr nahe verwandt mit dem Bocksbarte ist die Storzonere, auch wohl spanische Storzonere genannt, wir haben dieselbe bereits im fünften Bande abgehandelt, wo sie zu den sehr angenehmen Pflanzenreich IX. Th. G Frühs

Frühlings-Gemüßen gerechnet und beschrieben wurde. Das Geschlecht zeichnet sich durch einen nackenden Fruchtboden aus, die Saamentrone ist gefiedert, der Kelch besteht aus Schuppen, die einen häutigen Rand haben, und wie Dachziegeln übereinander liegen. Die spanische Skorzonera (*Scorzonera hispanica* L.), welche bey uns nicht wild angetroffen wird, deren Vaterland vielmehr Spanien und Sibirien ist, und häufig in Gärten gezogen wird, hat einen ziemlich ästigen Stamm, und gezähnte, ungetheilte, sägeartig eingeschnittene, umfassende Blätter.

Als Arzneymittel wurde die Skorzonera ehedessen mehr als gegenwärtig verwendet, man benützte sie besonders als blutreinigendes, schweißtreibendes Mittel, indem man eine Abkochung der trocknen Wurzel verordnete, welche man im Frühjahr oder Herbst, nachdem das Kraut verwelkt ist, einsammeln läßt. Auch benützte man den Saft der frischen Pflanze, um Wunden zu heilen.

Man bemerkt oft an den Blumen eine schwarze Materie, welche dem Brande der Getreide gleicht, aus diesem kann man einen sehr feinen Tusch bereiten,

reiten, wenn man eine gewisse Menge derselben sammelt, auf einem Steine mit ein wenig Gummi recht fein und gleichförmig reibt, und dann zu kleinen Stangen oder Täfelchen bildet.

Was ihre Wirkung gegen den Biß giftiger Thiere, besonders der Schlangen, anbelangt, so wollen wir lieber zu bessern und kräftigern Mitteln unsere Zuflucht nehmen, wenn ein solcher seltener und trauriger Fall eingetreten wäre.

Der Salat, welcher ebenfalls hierher gehört, und auch zu den medizinischen Pflanzen gezählt wird, ist ebenfalls im vierten Bande gehörig gewürdiget worden. Man machte aber auch vor Zeiten, wie gegenwärtig, einen medizinischen Gebrauch davon, indem man den Saft desselben im Frühjahre besonders aufpreßte, und ihn als ein blutreinigendes, eröffnendes Mittel verordnete. Man machte auch die Bemerkung, daß der Salat, wenn er zu blühen anfängt, mit einem Milchsaft durchdrungen ist, welcher bey der kleinsten Verwundung, und selbst nach einer bloßen Berührung mit den Händen ausfließt. Diesen Milchsaft, welcher im Geschmacke viel Aehnlichkeit mit dem Opium

S 2

hat,

hat, hat man zu sammeln versucht, um eine Art Opium dadurch zu gewinnen; diese Versuche sind aber nicht so vervielfältiget und erweitert worden, daß man sichere Resultate daraus hätte ziehen können, übrigens verdient doch die Sache Aufmerksamkeit.

Wichtiger sind in den neuern Zeiten einige andere wildwachsende Salatsorten geworden, nämlich der Giftsalat (*Lactuca virosa*), und eine andere Sorte, welche Linne *Lactuca scariola* nennt.

Beide Salatsorten haben eine so große Ähnlichkeit mit einander, daß sie gar oft verwechselt und eine für die andere eingesammelt wird. Der wilde Salat (*Lact. scariola*) zeichnet sich, nach Linnés Beschreibung, durch folgende Merkmale aus: Die Blätter nehmen am Stamme eine scheitelrechte Richtung, und sind auf der erhabenen Rückenrippe mit Dornen versehen; der Stamm ist hart und ästig, und wird oft gegen drey Schuh hoch; die Wurzelblätter sind groß und in Quersstücke getheilt, auch federförmig ausgeschnitten und ausgeschweift, am Rande gezähnt. Die Schuppen der Blumenkelche sind an den Spitzen röthlich,
und

und wie der obere Theil des Stammes klebrig, die Blumen, welche an den Spizen der Stengel ſitzen, ſind klein und mattgelb.

Dem eigentlichen Eiſſſalat (*Lactuca virosa*) theilt *L i n n e* vollkommen horizontalſtehende, ſolglich der Lage nach jenem ganz entgegengesetzt gerichtete Blätter zu, deſſen erhabene Mittelrippe mit ſcharfen Dornen beſetzt iſt; auch der Stamm iſt nach unten hin dornig, und hin und wieder mit blutrothen Flecken verſehen, welche mit zunehmendem Alter dunkler, und endlich ganz ſchwarz werden. Die Saamen ſind an ihren Spizen ſtachlich. Die ganze Pflanze hat einen ſehr widerwärtigen betäubenden Geruch, und zeigt, in Magen gebracht, ſtarke giftige Wirkungen. Tab. IX. Fig. 12 ſindene unſere Leſer eine etwas verkleinerte Pflanze; *a* eine Blume in natürlicher Größe, *b* einen ſtark vergrößerten Saamen.

Die jungen Pflänzchen ſind von dem gewöhnlichen Stechſalat nicht zu unterſcheiden, weſwegen man ſich in Obacht zu nehmen hat, daß er nicht von unkundigen Perſonen eingeſammelt werde, welches um ſo leichter geſchehen kann, da er bey guter Frühlings-Witterung bald zum Vorſchein kömmt.

Man

Man hat in den neuern Zeiten in der Gicht, Rheumatismen und andern hartnäckigen Krankheiten auch von dieser giftigen Pflanze Gebrauch gemacht, und will einen guten Erfolg beobachtet haben. In den Apotheken bereitet man das Extrakt davon (Extr. Lact. virosæ).

Wir kommen nun auf den berühmten Löwenzahn, welche Pflanze noch außer diesem Namen gar sonderbare Benennungen hat, deren Ursprung aufzusuchen wohl keine geringe Arbeit machen würde; auffallend ist aber die Verschiedenheit, und die Dinge, welche man damit verglichen hat, um Benennungen herbeizuführen, Dinge, die nicht die entfernteste Aehnlichkeit untereinander besitzen; Pfaffen und Mönche sind bey Benennung dieser Pflanze stark hergenommen worden, so nennt man sie Pfaffenkopf, Pfaffenröhrchen, Pfaffen distel, Mönchskopf, Schweinsblume, Gänseblume, Bißblume und dergleichen mehr, der gewöhnlichste Namen ist aber Löwenzahn und Pfaffenröhrchen.

Das Geschlecht hat viele Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind, es zeichnet sich durch
folz

folgende Merkmale aus: Der Fruchtboden ist nackt, der Kelch doppelt, der äußere kürzer, mit zurückgeschlagenen oder stark abstehenden Blättchen, das Federchen ist gestielt und haarig. Diese Art, welche die einzig gebräuchliche in der Medizin ist, zeichnet sich durch folgende botanische Merkmale aus: Die äußern Kelchschuppen sind stark zurückgeschlagen, fast so lang wie die übrigen des eigentlichen, die Blume umfassenden Kelchs, die Blätter sind schrotsägeförmig, beynabe unbehaart, variiren aber sehr, nach dem Boden und Klima, auf und in welchem diese äußerst häufig vorkommende Pflanze wächst. Man findet sie allenthalben, an Mauern, auf Schutthaufen, an Ackerrändern, auf trockenen, etwas magern Wiesen, in nicht gut gebauten Gärten und Feldern. Sie treibt schon früh ihre Blätter und Blumen, und die erstern geben einen angenehmen Salat, wenn sie eben aus der Erde hervorgekeimt und ihre grüne Farbe noch nicht vollkommen erhalten haben, auch können sie als ein angenehmes und sehr gesundes Frühlingsgemüse gegessen werden. Gleich nachdem das Kraut dieser Pflanze aus der Erde hervorgekommen ist, entwickeln sich auch die schönen gelben Blumen, welche auf einen einzelnen

hoch

hohlen Röhren, von röthlich weißer Farbe sehen. Das Frühjahr ist auch die Zeit, wann die wirksame Wurzel ihre vollen Kräfte hat, und zu welcher man sie einsammeln lassen muß, das Kraut, welches von minderer Wirksamkeit ist, sammelt man später. Die Wurzel ist ziemlich lang, fast spindelförmig, mit vielen Fasern versehen, ihre Farbe ist außen schön gelbbraun, innen weiß, welche Farben sie auch nach dem Trocknen behält. Das Kraut (*Herba taraxaci*) muß schnell getrocknet, und durchaus nicht naß eingesammelt werden, sonst wird es unabänderlich schwarz, und zum medizinischen Gebrauche untauglich. Wenn die Wurzel (*Radix taraxaci*) nicht vollkommen ausgetrocknet wird, oder wenn man sie an einem Orte aufbewahrt, wo sie Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anziehen kann, so verdirbt sie leicht, und wird mit einem grünen Schimmel überzogen, welcher sehr nachtheilig auf einen kränklichen Körper einwirken kann, sie muß daher öfters untersucht, und solche verschimmelte Wurzel weggeworfen werden.

Man schrieb dem Löwenzahn, besonders dem Extrakte desselben, ehedessen eine sehr gute Wirkung

Zerkleinerung, in Gährung, und zog dann eine Flüssigkeit davon ab, welche man Aqua taraxaci per fermentationem nannte.

Außer diesem ist das Taraxakum ein ganz vorzügliches Futter für verschiedene Arten des nützlichen Zuchtviehs, besonders fressen es Schaafe, Ziegen und Kühe sehr gern, und letztere geben, nach dessen Genuß, viel und gute Milch. Die Bienen besuchen ebenfalls die Blumen häufig, und tragen viel Material davon für ihre junge Brut ein.

Das Habichtskraut oder Mausbröckchen (*Hieracium pilosella*) wurde ehedessen mehr, wie jetzt, in der Arzneykunde gebraucht, kräftigere Mittel und richtige Erfahrungen haben es aber heutzutage gänzlich verdrängt, jedoch wird es noch in vielen Apotheken vorräthig gehalten (*Hb. auriculæ maris*, *Hb. pilosellæ*). Das Geschlecht hat einen nackten Fruchtboden, und die Kelchschuppen liegen wie Dachziegeln übereinander. Das Federschen ist eiförmig, haarig und sitzend. Eine von denen Pflanzen, welche eine sehr große Menge Arten zählt, die vorzüglich erst durch die neueren Bemühungen in der Botanik näher bestimmt wurden,

man

man zählt über 70 Arten desselben; nur allein in der östreichischen Flora sind so viel davon aufgeführt. Diese Art ist die einzig gebräuchliche in der Arzneykunde, und zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Blätter sind elliptisch lanzetförmig, unten filzig und mit kriechenden Ausläufern versehen. Der Schaft trägt nur eine Blume, ist nackt, und die Kelchschuppen sind lanzetförmig. Die Blumen sind oben mattgelb, unten röthlich. Man findet dieses Mäusebreyen häufig auf trockenen Wiesen, am Hügeln und Wegen. Tab. X. Fig. 13 a b c & die zerlegte Pflanze.

Der Geschmack des Krautes, welches im Frühjahre eugesammelt und gelinde getrocknet wird, hat einen bitteren, etwas zusammenziehenden Geschmack, und gar keinen Geruch. Man benutzte es ehedessen besonders gegen Sicht, auch gegen Verhärtungen im Unterleibe, besonders der Milz, gegen Stein und Nierenkrankheiten. Wenn es auch nicht als völlig unwirksam betrachtet werden kann, so besitzen wir doch gegenwärtig viel bessere und geprüftere Mittel in den angegebenen Krankheiten.

Die Klette, welche uns in der Jugend schon oft gar angenehme und schadenfrohe Unterhaltung

gewährt, die wir also sehr bald kennen lernen, wächst in ganz Deutschland, und wird gegenwärtig nicht mehr so häufig, wie sonst, als Arzneymittel verwendet. Sie gehört in die Ordnung der neunzehnten Klasse, welche mit kopfförmigen und röhrigen Blumen versehen ist, systematisch in die zweyte, welche wir oben bereits genauer nachgewiesen finden. Das Geschlecht zeichnet sich durch einen spreuartigen Kelch, welcher mit fast kuglichen und mit hackenförmigen Schuppen bedeckt ist, das Federchen ist borstig, ebenfalls spreuartig. Die **g e m e i n e K l e t t e** (*Arctium lappa*, L.), ist diejenige, welche zum arzneylichen Gebrauch eingesammelt werden soll, sie hat folgende Auszeichnungen, an welchen sie leicht zu erkennen ist. Die Blumen sitzen in Doldentrauben beyeinander, die Kelche sind völlig unbehaart, und die Schuppen desselben an ihrer Basis mit winnprigen Spreublättchen versehen, der Stengel ist ästig. Man erkennt sie selbst im Frühjahre, wenn ihre Wurzeln in ihrer größten Wirksamkeit ausgegraben werden sollen, an den großen, herzförmigen, gestielten, graugrünen, unten mit einem feinen Filze überzogenen Blättern, welche da, wo die Pflanze einen sonnigen und geschütz-

schützen Standort hat, ziemlich früh erscheinen. Gewöhnlich treffen wir diese Klette an alten Mauern, trockenen Gräben, auf schlecht gedauten Meckern und an Zäunen an. Oft wird auch eine andere, unter dem Namen filzige Klette (*Arctium bardana* L.) in der Botanik bekannt, für die gemeine eingesammelt; sie ist leicht von jener dadurch zu unterscheiden, daß die Kelche wie mit Spinnengeweben häufig überzogen sind, und daß sich die Stengel nur oben mehr verästeln.

Wenn man von den gepriesenen Heilkräften nur einen Theil des Gesagten erwarten will, so muß die Wurzel, im Frühjahr, ehe der Stengel angetrieben hat, gegraben, gereinigt, gut getrocknet, und da sie dem Schimmeln sehr unterworfen ist, an einem trocknen Orte aufbewahrt werden, woselbst sie keine Feuchtigkeiten anziehen kann. In diesem Zustande ist diese Wurzel äußerlich grau, innen weiß, hat fast gar keinen Geruch, aber einen etwas zusammenziehenden, seifenartigen, salzigen Geschmack. Ganz vorzüglich benutzte man sie gegen chronische, hartnäckige Hautausschläge, sie wirkt als ein Reizmittel, und wird gewöhnlich in Verbindung

dung

dung mit Salmiakgeist gegeben, welcher hier vielleicht mehr als die Klette zu wirken im Stande ist.

Woher es wohl gekommen seyn mag, daß man fast überall das Urtheil hegt, ein Absud oder eine Salbe aus dieser Wurzel bereitet, mache, daß Haare an dem menschlichen Körper auf jeder Stelle, die man damit wüschte oder bestriche, wachsen, und daselbst die Haare wieder wachsend mache wo sie bereits durch irgend eine Ursache, selbst durch Alter, verlohren gegangen wären; wäre dieses wahr, so würde wohl mancher alte Knabe seine Glaze, sobald wie möglich, suchen in einen Tituskopf umzuändern. Gut ist es, daß die Anwendung dieses Mittels nicht schadet, also immer mit Hoffnung angewendet werden kann.

Der Saamen der Klette (Semen bardanae), wurde ehedessen noch mehr gepriesen, er ist scharf von Geschmack, treibt mächtig auf den Harn, und soll im Stein ganz vorzügliche Kräfte geäußert haben; auch soll Saamen und Wurzel das venerische Uebel gänzlich und ohne alle andere Mittel heilen, welches sich aber gleich andern nicht befähiget zu haben scheint. Sinapius, ein berühm-

rühmter Arzt, begrub den Patienten bis an den Hals in Mist, und heilte dann das venerische Uebel durchaus. Ein König von Frankreich, Heinrich der Dritte, wurde auf solche Art, nach dem Zeugnisse des berühmten Formisus, geheilt. Das Kraut von der Klette (*Herba bardanae*) wurde zu gleicher Absicht verwendet.

Die Mariendistel (*Carduus marianus* L.). Die Disteln bilden ein ziemlich großes, und allgemein bekanntes Pflanzengeschlecht. Der Fruchtboden ist zotig, der Kelch dachziegelförmig bauchig, mit dornigen Schuppen bedeckt, das Federchen ist gemeiniglich haarsförmig, auch scharf. Diese Art hat den Stengel umfassende Blätter, welche spießförmig, gefiedert und geschligt sind. Der Kelch ist blätterlos, und die daran befindlichen Dornen gleichen einer Rinne, gewöhnlich findet man diese Dornen doppelt. Leicht ist diese Distelart von andern auch durch ihre gar zierlich weiß gestreiften und gefleckten, schön glänzend grünen Blättern zu unterscheiden. Ob man sie gleich in Deutschland hin und wieder an gut angebauten Stellen, Weinbergen, Gärten und an Zäunen einheimisch findet,

so

so gehdrt sie dennoch einem mehr sädlich gelegenen Klima an, und ist, wie viele andere Pflanzen, aus andern Ländern gleichsam als ein Flüchtling zu uns übergegangen. Tab. XI. Fig. 14 die Blüthe, 15 ein Blatt, a ein Blümchen, b Saamen.

Der Saamen ist der officinelle Theil der Pflanze, und kömmt unter dem Namen Stechkörner (*Semen cardui mariae*) vor. Er ist außen schön schwarzbraun von Farbe, und enthält einen weissen öligen Kern. Man macht aus denselben mit andern Saamen eine Milch oder Emulsion, und bedient sich derselben als ein Specificum gegen Seitenstechen. Auch zog man ehedessen von dem Kraute ein Wasser ab, dem man viele Wirkung in Brustkrankheiten zuschrieb. Gegenwärtig haben wir aber bessere und wirksamere Mittel, und eine wissenschaftlichere Behandlung dieser immer mit Gefahr verbundenen Krankheit, welche man gemeinhin Seitenstechen nennt.

Wenn ich hier noch des Wasserhanfs, (*Eupatorium cannabinum*), des Harnkrauts (*Spilanthus acmella*), und anderer in diese Klasse und Ordnung gehdrender weitläufiger erwähnen wollte, so würden mich meine Leser mit Recht der Weit-

Weitläufigkeit beschuldigen, da sie gar nicht mehr im Gebrauche sind. Des Rheinfahrn (Tanacetum vulgare) und des Saflors (Carthamus tinctorius), haben wir schon im sechsten Bande unserer Unterhalt. aus dem Pflanzr. himiänglich gedacht, letzterer ist auch kaum zu den medizinischen Pflanzen zu zählen. Eine andere Art der Rheinfahrn ist aber die sogenannte römische Münze, Frauenmünze (Tanacetum balsamita), welche mehr Aufmerksamkeit wie viele andere unkräftige Pflanzen verdient; sie wird hin und wieder in unsern Gärten gezogen, und ist unter dem Namen Frauenblätter bekannt, ein ganz vortreflich krampfsstillendes Mittel, zugleich stärkend und erwärmend.

Ein fast allgemein bekanntes, und in unsern Gärten häufig zu findendes, zierliches, fast strauchartiges Gewächs ist das Eberreiß, Eberraute, Gärtel und Gartheil genannt, in den Apotheken führt es den Namen Abrotanum, und das Kraut, welches davon gebraucht wird, heißt Herba abrotani. Linné zählt es zu den Wehrmutharten, und nennt es Artemisia Abrotanum (Stabwurze beyfuß). Wir finden es in der zweyten Ordnung Pflanzenreich IX. Th. I der

der neunzehnten Klasse. Das ganze Geschlecht ist gewürzhast und hat etwas herbess und bitteres. Das Vaterland dieser Art ist der Orient, doch treffen wir sie auch im mittägigen Europa, in Italien und Frankreich wild an. Die Blätter sind vielfach getheilt, und auf der untern Seite grünlich weiß.

Obgleich die wunderbaren Wirkungen, welche man dieser Pflanze, besonders als Heilmittel gegen Krankheiten der Lunge, nichts weniger als ausgemacht sind, so wie die Heilkräfte, welche man ihr bey äusern Verletzungen zuschrieb, indem man das gequetschte Kraut auflegte: so gehört diese Pflanze doch zu den kräftigen, ziemlich wirksamen Reizmitteln, welche immer mit ärztlicher Vorsicht angewendet werden dürfen, wenn wir uns nicht eher Schaden zuziehen, als Nutzen davon versprechen wollen. In den Apotheken findet man als Präparat das wesentliche Del (*Oleum abrotani aethereum*), wovon 100 Pfund des frischen Krautes etwa zwey Loth liefern. Auch kömmt es zu manchen Zusammensetzungen, welche immer den Zweck haben, als stärkende Mittel zu wirken; auch wird das Kraut mit gutem Erfolg in gewürzhafte Bäder gebraucht.

Tab. XII. Fig. 15 liefern wir eine Abbildung der Pflanze, und *a b c* eine Zerlegung der Blumenkrone.

Wem sollte wohl von unsern Lesern die Wehrmuth nicht bekannt seyn, welche in vielen Gegenden Deutschlands so häufig auf Kirchhöfen angetroffen wird? Wahrscheinlich will man durch die Errichtung eines Kreuzes, von diesem Kraute gebunden, und mit Bändern nach Beschaffenheit des Alters gezert, die Bitterkeit des empfundenen Schmerzens ausdrücken, da das Kraut, so wie alle Theile der Pflanze, eine ausgezeichnete Bitterkeit besitzen. Dieser Wehrmuth scheint Deutschland ursprünglich anzugehören, wenigstens können wir ihn gegenwärtig, wenn er auch aus einem andern Lande oder Welttheile zu uns gekommen ist, für völlig wild einheimisch, und an das deutsche Klima gewöhnt anerkennen. Wir finden ihn auf Schutthaufen, und besonders an den Stadtmauern häufig, weil er dort nicht gestört wird. Auch wird dieses bittere Pflänzchen in manchen Gegenden in Gärten gern geduldet, indem man keine Mühe auf sein Fortkommen verwenden darf, in jeder unbenutzten Ecke wächst die Wehrmuth sehr üppig fort.

Der vorwaltende bittere Antheil der Pflanze, ist das Wirksame in derselben, und der Grund, warum sie in der Arzneykunde mit Recht aufgenommen seyn mag; als bitteres Mittel, ersetzt unsere gute, so leicht zu pflegende und sich fortpflanzende Wehrmuth gewiß viele theure ausländische bittere Mittel, wie die vielbelobte Quassia und mehrere andere. Ob sie gleich eine nicht unbedeutende Menge eines wesentlichen Oels enthält, so wird doch der wäßrige Auszug derselben am mehesten verordnet, man nennt dieses Präparat Wehrmuthextrakt (*Extractum absynthii*); auch bereitet man wohl mit Weingeist eine kräftige bittere Tinktur daraus (*Essentia absynthii*). Die Anwendung des Wehrmuths oder eine seiner Zubereitungen hat immer den Zweck, die verlohren gegangene naturgemäße Reizbarkeit, des Magens und Darmkanals wieder herzustellen, um so den kranken Körper direkt und indirekt zu stärken.

Sogar als Hausmittel sehen wir die Wehrmuth oft anwenden, es wird nämlich eine Handvoll trockenes Wehrmuthkraut, mit oder ohne Zuthun anderer gewürzhafter Mittel, in eine Flasche mit einem

einem weiten Halse gethan, und ein halb Maaß guter Frucht- oder Weinbrandtwein darüber gegossen, und nach einigen Tagen Digestion in der Wärme, als allgemeines Arzneymittel, besonders wenn es mit dem Essen nicht recht gehen will, oder wenn man sich den Magen mit Speisen oder Getränken überladen hat, gebraucht, indem man sich selbst einen guten Schluck dieses bitteren Brandtweins verordnet; zu Zeiten thut dieses wohl gut, allein, wenn wichtigere Ursachen, wahre Krankheitsstoffe dieses Uebelbefinden und Schlassheit des Magens hervorgebracht hatte, möchte eine große Portion dieses Reizmittels nicht gerathen seyn.

Man sammelt ganz vorzüglich die Spizen dieses strauchartigen Gewächses, ehe es seine Blüthen vollkommen entwickelt hat, weil dann die Kräfte der Pflanze am vollkommensten sind.

Unsere Abbildung der Bitter-Wehrmuth (*Artemisia absinthium*), Tab. XIII. Fig. 16 wird unsere Leser leicht überzeugen können, daß diese Pflanze gleichsam eine Schwester der eben vor dieser beschriebenen ist, die Blumen sind klein, zusammengesetzt, und hängen wie kleine Kugeln abwärts.

Die

Die Blätter sind lappig und wie mit einem zarten Filze überzogen. Auch haben wir eine Blume zerlegt und vergrößert dargestellt; a der Kelch, b die Krone, c die Staubfäden.

Neben diesen zwei Wehrmutharten, fand sich ehedessen noch eine in den Apotheken, die sogenannte Edelwehrmuth, Edelwehrmuthbeyfuß (*Artemisia pontica L.*), welche die Kräfte beyder beschriebenen Arten gleichsam in sich vereinigen sollte, sie kann aber neben jenen beyden wohl entbehrt werden.

Gewiß ist dem größten Theile unserer verehrten Leser eine Pflanze, welche gewöhnlich *Cardobenedikten* genannt wird, nicht unbekannt, ob sie gleich eigentlich auf den Inseln des Archipelagus und in Spanien einheimisch ist. Wenn sie auch unsere Gärten nicht ziert, so wird sie doch häufig theils zum häuslich-medizinischen Gebrauche, theils zum Gebrauche für die Apotheken angebaut. Sie gehört in das große Geschlecht der Centaurien oder Flockblumen, wo auch unsere gemeine blaue Kornblume zu finden ist, in die dritte Ordnung der neunzehnten Klasse des Systems, und zeichnet sich durch

fol-

folgende Merkmale aus: die Blätter sind sitzend, länglich, ziemlich breit, geadert, rauh, auf beyden Seiten in spitzige Lappen auslaufend, am Rande stachlicht gezahnt; der Stiel ist gleichsam besonders nach oben zu wollig, welche Eigenschaft auch der Grund der obern Blätter hat. Die Blumen sind röhrig, und finden sich in einem bauchigen länglich eyförmigen Kelche, dessen Schuppen wie Dachziegel übereinander liegen; die Schuppen endigen sich in Stacheln, und der ganze Kelch ist sehr hübsch, wie mit einem dichten Spinnengewebe umkleidet. Die Saamen haben eine gar bewunderungswürdige Gestalt, einem Stern mit zehn Strahlen ähnlich, und dient wahrscheinlich zur Fortpflanzung dieser jährigen Pflanze; man darf sie nur in fleißig gegrabene Gartenerde setzen, und ein sonniges Plätzchen für sie aussuchen, so wird man, wenn man sie in ihrer Jugend fleißig begießt und von Unkraut rein hält, seine Mühe durch eine reichliche Ernte belohnt finden. Eigentlich hat sie den deutschen Namen *Benediktfloßblume* (*Centaurea benedicta* L.) erhalten, ob man sie gleich leichter unter obigem Namen kennt. Das Kraut ist des eigentlich vorzüglich gebräuchliche Theil, und ge-
hört

hört, wegen seiner ausgezeichneten Bitterkeit, zu den magenstärkenden und fieberwidrigen Mitteln. Man sammelt es, ehe die Pflanze zu blühen beginnt, und trocknet es nach den Regeln der Kunst; auch bereitet man einen Auszug davon, das Carobenedikten-Extrakt, welches häufiger als das Kraut selbst angewendet wird. Die Saamen waren ehedessen ein sehr berühmtes Mittel gegen Entzündungen, indem man eine Art Mandelmilch davon bereitete; diese Eigenschaft scheint aber der Saamen in unsern Tagen gänzlich verloren zu haben, oder die Beobachtungen der Aerzte sind richtiger geworden, denn selten werden diese unschuldigen Saamen noch von einigen Quacksälbern und Wfuschern gegen Seitenstich verordnet. Zur Bitterwein- und Bitterbier-Bereitung verwendet man das Kraut mit gutem Erfolg, und ohne Schaden, so bitter es auch ist, so hat es doch mehr Angenehmes, als die Wechmuth.

Der Huflattig (*Tussilago farfara*) gehört auch zu denen Mitteln, welche noch immer, wenn auch nicht von Aerzten, doch vom großen Publikum dem Apotheker aufzubewahren geboten werden.

in

indem noch immer einige Nachfrage zu Brustthee und dergleichen, darnach gethan wird. Auch sammelt man die Wurzel des Hufattigs als ein vorzügliches blutreinigendes Mittel ein. Ehedessen gehörte dieses Kraut zu den hochverehrten Mitteln gegen Brand, aufgerissene Brustwarzen, Geschwüre und Entzündung. Man fertigte ehedessen mehrere Medikamente aus der Tuffilago, von diesen ist aber nur hin und wieder der Syrop noch übrig geblieben. Tab. XIV. Fig. 17 die Pflanze, *a b c* ihre Zerlegung.

Eine andere Art des Hufattigs ist der große Hufattig, welcher auch Pestilenzwurzel, deutscher Kostus, Schweißwurz und Kraftwurz genannt wird. Wir finden ihn sehr häufig auf feuchten Stellen guter Wiesen, als eine sehr ungeru gesehene Pflanze, weil die großen Blätter die gleichförmige Trocknung des Heu's sehr stören. Ehedessen benutzte man besonders die Wurzel in bösartigen Fiebern, ja sogar in der Krankheit, welche man die Pest nannte, von welcher wir aber in unsern Gegenden, dem allmächtigen Gott sey gedankt! nach so vielen erlittenen Drangsalen, nach Krieg und Hungersnoth, dennoch mildthätig und

Pflanzenreich IX. Th. R wun

wundersam verschont geblieben sind, und uns ein schöner reicher Herbst, indem ich dieses schreibe, beglückt, und mit seinen Segnungen erfreut und alle Menschen froh besetzt, die Gefühl für die Natur und ihre Segnungen haben. Tab. XV. Fig. 18 eine Abbildung, *a b c* die Zerlegung.

Wir wollen unentschieden lassen, ob der große Huslattig eine solche Würdigung verdient, wie ihm die Alten gaben; so viel scheint aber dennoch gewiß zu seyn, daß die im Frühjahr gesammelte Wurzel ziemlich wirksam ist, und vielleicht die *Valeriana* in vielen Fällen ersetzen kann.

Die weißen und gelben Kahenpfdtchen (*Gnaphalium dioicum* und *Gnaphalium arena-rium* L.), wurden ehedessen auch in der Arzneykunde angewendet, sind aber vergessen, und das mit Recht. Tab. XVI. Fig. 19 So das Kreuzkraut (*Senecio vulgaris* L.), das heidnisch Wundkraut (*Solidago virgaurea* L.) und die Dürrwurz (*Erigeron acre* L.), welche sämtlich in verschiedene Ordnungen dieser Klasse gehören.

Des Alants (*Inula helenium* L.) haben wir bereits bey den Färberpflanzen hinlänglich gedacht.

dacht. Er wird als ein ganz vorzügliches Brustmittel empfohlen, und ein Extrakt (*Extractum enulæ*) in den Apotheken daraus bereitet.

Ganz besondere Aufmerksamkeit müssen wir aber dem Falkkraut oder Wohlverley schenken, es gehört zu den wirksamsten Pflanzen-Substanzen Deutschlands, und hat besonders neuere Beobachtungen, die man darüber angestellt hat, gerechtfertiget. Die botanischen Unterscheidungs-Merkmale sind folgende: Sie gehört in die mit Strahlenblümchen versehenen Pflanzen dieser Klasse; der Fruchtboden ist nackt und filzig, der Kelch besteht aus gleich langen Blättchen, Staubfäden finden sich oft auch in denen am Rande stehenden Blümchen, aber selten findet man Staubbeutel daran. Das Federchen ist einfach. Diese Art zeichnet sich durch eiförmige Blätter aus, welche vollkommen ganzrandig sind, und am Stengel stehen zwey Blätter einander gerade gegenüber. Tab. XVII. Fig. 20; *a* ein Strahlenblümchen, *b* ein zerlegtes Scheibenblümchen, *c* ein Federchen.

Der Geschmack der Wohlverley-Blumen ist scharf und etwas bitter, sie riechen im frischen Zustande ziemlich widrig und unangenehm, welches

sich aber beym Trocknen gänzlich verliert, und das für ein angenehmer, balsamischer Geruch bemerklich wird. Vor allen Arnika-Blumen gab man denen im Boigtlande gesammelten den Vorzug, und nannte sie auch Flores arnicæ Plawenses. Einige Pharmacopden schreiben sogar vor, man soll nur die Strahlenblüthen dieser Blumen zum arzneylischen Gebrauche einsammeln; allein, da würde man für den allgemeinen Gebrauch keine gebührige Menge zusammenbringen, und das Mittel unndthiger Weise theuer machen. Ich habe bereits im Verlaufe unserer Betrachtungen und Unterhaltungen über die arzneylischen Pflanzenkörper hin und wieder diejenigen Pflanzen angezeigt, welche mit dieser verwechselt werden könnten; allein, es giebt noch mehrere, besonders die verschiedenen Mantarten und die Blumen des Ferkelkrauts (*Hypochæris maculata*), für welchen man sich noch ganz besonders zu hüten hat. Am besten thut der Apotheker, dessen Pflicht und vorzügliches Augenmerk es seyn soll, immer mit Zuverlässigkeit das Wahre einsammeln zu lassen, wenn er sich mehrere der ganzen Pflanzen mitbringen läßt, von welchen die Blumen genommen worden sind; denn eine unrichtige

richtige Einsammlung ist mehr Mangel an Kenntnissen der rohen, unkundigen Kräuterweiber, als Absicht, zu betrügen. Man sammelt auch die Wurzel und das Kraut von der Arnika ein; allein, beyde sind entbehrlich neben den Blumen, welche unter allen übrigen Theilen dieser Pflanze am wirksamsten sind.

Als Arzneymittel gebhren diese Blüthen zu den flüchtigen Reizmitteln, deren Arzneykräfte noch bey weitem nicht gehdrig anerkannt sind. Als allgemeines kräftiges Reizmittel leisten sie eben das, was die Alten ganz vorzüglich damit zu bezwecken suchten, Auflösung stockender Säfte, besonders des Bluts, Beförderung unterdrückter Blutabsonderungen des naturgemäßen Zustandes bey dem weiblichen Geschlecht, und ganz besondere Einwirkung auf das lymphatische System. Auf der reizenden Kraft beruht die wohlthätige Wirkung der Arnika, in Blutunterlaufungen und Blutaustritt aus den Gefäßen nach Quetschungen; die entschiedene Wirkung derselben bey Fiebern aus Schwäche und Verminderung der Kraft, aus Mangel an Nahrung oder schlechter Diät. Sichtische und rheumatische Uebel,
wenn

wenn die Folgen schwächend einwirkender Ursachen sind, weichen recht oft der Arnika, und man hat nicht Ursache, zu narkotischen und giftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Als Wurmmittel kann es mit Annehmlichkeit und Leichtigkeit angewendet werden, es ist, nach der Erfahrung des Verfassers, sogar ein vortreffliches Mittel gegen den hartnäckigen, oft den kräftigsten und heroischsten Mitteln widerstehenden *B a n d w u r m*.

Außerlich sind die Arnikablumen, den Kamillen fast gleich zu achten, wenn sie dieselben in einigen Fällen nicht noch übertreffen.

Oft veranlassen sie leichtes Erbrechen, entweder wenn man die Gabe zu bedeutend nahm, oder wenn der Patient zum Erbrechen sehr geneigt ist, man darf sich aber davon nicht irre machen lassen.

Man bereitet wohl das Extrakt aus der Blume und auch aus der Wurzel; allein, beyde Präparate sind verwerflich; man verordnet dieses Mittel, entweder als einen Aufguß zu ein bis zwey Quent auf 12 Loth Wasser, oder in der Form eines Pulvers,
viel

vielleicht würde auch eine geistige Tinktur in vielen Fällen gute Dienste leisten.

Wenn wir unsere Leser nur vor dem allbekanntesten Gänseblümchen (*Bellis perennis*), der größern Gänseblume (*Chrysanthemum leucanthemum*), der Metram (*Matricaria parthenium*), nur vorüber führen, so müssen wir um so mehr der zu allen Zeiten hochgelobten Kamille gedenken, und ihr einige Minuten unsere Aufmerksamkeit schenken. Linné nennt die Chamille, oder Kamille, Hermelchen, Romey und wie die Namen alle heißen mögen (*Matricaria Chamomilla* L.).

Die Blumen sind ebenfalls zusammengesetzte Strahlenblumen, der Strahl ist weiß und die Scheiben-Blümchen zitronengelb; der Blumenboden ist nackt und stumpfkegelförmig. Der Kelch besteht aus schmalen, dachziegelförmig übereinander liegenden Blättchen. Sie ist eine Sommerpflanze, und findet sich sehr häufig auf magern Getreidesfeldern; die, welche im Hafer wachsen, hält man für besser und kräftiger, als die aus andern Getreidesfeldern gesammelten. Beym Einsammeln
hat

hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß nicht andere ihr gleichsehbende Blüten dafür genommen, und wenigstens damit vermengt werden, dahin gehört die Hundskamille (*Anthemis cotula* L.); sie hat einen unangenehmen, gleichsam stinkenden Geruch, und der Blumenboden ist mit Borsten besetzt. Die Aderkamille (*Anthemis arvensis*) hat gar keinen Geruch, kann aber, wenn sie mit den wahren Blumen vermengt ist, nur durch den borstigen Blumenboden unterschieden werden.

Sie werden beynabe überall als ein vortrefliches, gelind reizendes, Krampf und Schmerz stillendes Mittel, und wahrer Hausbedarf angewendet. In den Apotheken bereitet man ein kräftiges Wasser, einen Syrop und ein Extrakt davon; auch liefern die wahren Kamillen, durch die Destillation mit Wasser, ein sehr durchdringendes, wesentliches Del, von schönster Kornblumen- oder dunkelblauer Farbe, welches merkwürdig ist; höchstens erhält man aber einige Loth Del aus wenigstens 100 Pfunden der frischen Blumen. Der Chamillen-Bedarf wird größtentheils von gemeinen Bauerweibern haufirt, und wenn der Apotheker auch mit Eifersucht auf

auf diesen Kram hinsieht, so ist doch die Gewohnheit zu allgemein und mächtig geworden, als daß sich das Weib dadurch mit ihrem Geschrey den Mund verstopfen liesse.

Man giebt einer Blume, welche in ein ganz anderes Geschlecht gehört, als unsere oben abgehandelte wahre deutsche Kamille, den Namen römische Kamille; nach Linne ist es *Anthemis nobilis*; sie wird in unsern Gärten gezogen, der Verbrauch derselben ist aber bey weitem nicht so stark, als der der vorigen. Sie hat einen angenehmen, gewürzhaften Geruch und sehr bitterm Geschmack. Man bereitet in den Apotheken ein wesentliches Del (*Oleum chamomillæ romanæ*) davon, welches aber keine blaue, sondern eine gelbliche Farbe besitzt.

Zu dem Geschlechte der *Anthemis* gehört auch der Bertram (*Anthemis pyrethrum* L.). Nur die Wurzel ist in den Apotheken unter dem Namen, Bertramwurzel (*Radix pyrethri*), eingeführt. Ursprünglich gehört diese schöne Kamillenart zu den afrikanischen Pflanzen, findet sich aber, theils zur Zierde, theils zum Nutzen, in unsere Gärten verpflanzt.

Pflanzenreich IX. Th.

2

pflanz

pflanzt. Die Wurzel ist einige Zoll lang, etwa so dick wie ein starker Federkiel, außen grau, innen weiß; der Geruch ist pfefferähnlich, der Geschmack sehr brennend, und zieht vielen Speichel herbey. Man benützt sie gegenwärtig wenig in der Heilkunde, mehr und fälschlicher Weise wendet man sie an, um schwachen, säurelosen Essigen eine gewisse Schärfe zu ertheilen. Man hat auch eine Art *Bertram*, welcher unter dem Namen wilder *Bertram* (*Achillæa ptarmica* L.) vorkommt. Ehedessen brauchte man das Kraut, unter dem Namen *Herba ptarmicæ*.

Die Schafgarbe ist eine sehr bekannte Arzneypflanze, und wird sowohl in den Apotheken aufbewahrt, als auch in vielen Gegenden Deutschlands als Hausmittel eingesammelt, und als ein sehr gesunder, besonders magenstärkender, folglich die Verdauung befördernder Thee benützt. Das Geschlecht der *Achilliden* zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Der Fruchtboden ist mit Spreu bedeckt, wenig, und fast nur unmerklich gewölbt. Das Federchen fehlt. Der Kelch ist eysförmig und wird aus eysförmigen, dachziegelförmigen Blätt-

Blättchen gebildet. Die Blumenkrone hat nur 4 — 5 Strahlenblümchen. Diese Art, von welcher wir hier sprechen, und die *L i n n e* mit dem Namen *Achillæa millefolium* bezeichnet, trägt folgende Merkmale an sich: Die Blätter sind doppelt gefiedert und geschlitzt, unbehaart, die Einschnitte der Blättchen sind linienförmig und gezähnt.

Man findet diese Pflanze sehr häufig auf Wiesen, an Wegen, Ackerrändern und Schutthaufen. Es werden davon entweder im Frühjahr, ehe sie den Stengel getrieben haben, das junge Kraut (*Herba millefolii*), oder später das Kraut mit den blühenden Stengeln eingesammelt (*Summitates millefolii*). Tab. XVIII. Fig. 21 finden wir eine blühende Pflanze; *a* eine vergrößerte Blume, *b* die Blümchen der Scheibe.

Unsere Leser kennen wohl alle die schöne himmelblaue Kornblume (*Centauria cyanus*). Das ganze, selbst in Europa sehr starke und verbreitete Geschlecht der Centaurien hat folgende Merkmale: Der Fruchtboden ist borstig oder zotig, das Federchen ist auch borstig oder gefiedert, die am Rande der Blume stehenden Blümchen sind trichterförmig.

Der Saamen ist lang, unregelmäßig, und hat an der Seite eine Narbe; diese Art hat einen gestängelten Kelch, die Blätter sind linienförmig sitzend, vollkommen ganzrandig, die untersten oder Wurzelblätter sind an ihrer Basis gesiedert und geschligt.

Man sammelt von dieser Pflanze die den Strahl ausmachenden trichterförmigen Blüten; sie haben eine sehr schöne blaue Farbe, welche sich, um etwas fürs Auge angenehm zu machen, oft anwenden läßt. Wenn die Blumen eingesammelt worden sind, hat man dafür zu sorgen, daß sie sehr schnell mit künstlicher Wärme getrocknet werden; geschieht dieses nicht, so werden sie ihre Farbe bald verlieren, und folglich der Zweck ihrer Anwendung verfehlt. Eigentliche arzneylische Kräfte besitzen diese Blüthenstheile nicht.

Wie mit der Kornblume, verhält es sich auch mit der Ringelblume (*Calendula officinalis*), deren wir auch bereits oben im sechsten Bande, bey den Färbepflanzen gedacht haben.

Vor einiger Zeit wurde auch eine neue Pflanze, welche in diese neunzehnte Klasse gehört, in der Arzneykunde eingeführt, und behielt den Namen, wel-

welche sie in ihrem Vaterlande hat, als unterscheidendes Merkmal der Art, nämlich *Ajapana*; es fand sich, daß sie zu dem Geschlechte der *Eupatorien* gezählt werden mußte, folglich erhielt sie den lateinischen Namen *Eupatorium ajapana*.

Diese Pflanze ist krautartig, wird etwa zwey bis drey Fuß hoch, ist mehrjährig, und treibt jährlich aus dem Wurzelstocke neue Aeste und Blüthen hervor. Die Blätter sind lanzetförmig, verlängert, ungezähnt, dreynervig und wenig adrig, die untern stehen gemeinlich gegeneinander über, die obern stehen wechselweise; die Blüthen bilden eine Art Doldentraube, und stehen an den Spizen der Stengel, haben eine schöne rothe Farbe, und der Kelch enthält in ungleichen Blättchen, aus welchen er besteht, viele Blümchen, weswegen man dieser Pflanze auch die neunzehnte Klasse anwies.

Ursprünglich findet man diese Pflanze häufig in Brasilien, ganz vorzüglich am Amazonen-Flusse, auch wird sie nicht selten auf der Insel Trinitat gefunden. Der Kapitain Baudin war der erste, welcher ihren medizinischen Ruf, auf seiner Reise um die Welt, verbreitete, indem er bey seiner Landung

in

in Rio Januario, groß Ruhmens davon machen hörte. Er suchte daher eine so wohlthätige Gabe der Natur, auch unter andere Himmelsstriche zu verpflanzen, und wählte dazu zuerst die sehr schicklichen französischen Kolonier in Westindien. Es gelang ihm auch auf Isle de France, diese Pflanze in ihrer vollen Kraft emporkachsen zu sehen, und von da aus stellte man auch Versuche mit ihr an.

Die Blätter, welche man zu Anfang der hervorkommenden Blüthen einsammelte, wurden besonders als schweißtreibendes Sichts- und Skorbutswidriges Mittel angepriesen und benutzt; ganz vorzüglich verordnete man sie als ein sehr wirksames Mittel gegen die Folgen des Bisses giftiger Thiere, sowohl innerlich als äußerlich, auch heilte man damit alte Geschwüre eben so schnell als frische Wunden. Auch die in Europa angestellten Versuche, welche man mit der Ayapana machte, fielen zur Verwunderung glücklich aus, daß man alle Ursache zu haben glaubte, dieses Mittel allgemein machen zu müssen. Die in den Handel gebrachten getrockneten Blätter (*Herba japonæ*), mit welchen man nun auch allgemein anfangt Versuche zu machen,

chen, leisteten aber das durchaus nicht, was man sich laut der ersten Berichte davon versprochen hatte, und so wird diese Arzneydrogue bald wieder der Vergessenheit unterliegen. Auf Tab. XIX. Fig. 22 haben wir einen blühenden Zweig dieser Pflanze dargestellt: *a* einen vergrößerten Kelch, *b* ein vergrößertes einzelnes Blümchen.

Es giebt auch in dieser neunzehnten Klasse noch eine Pflanze, welche, ob sie gleich nicht zum eigentlichen Arzneyvorrathe gehdrt, dennoch von einem oder dem andern ungern hier vermist werden würden, auch befinden sich noch einige in dieser Klasse, welche wohl mehr als manche andern verdienen, in die auch selbst geläuterte Medizin aufgenommen zu werden.

Der Dragun oder Dragon, Estragon der Franzosen (*Artemisia dracunculus*), von welchem wir Tab. XX. Fig. 23 eine nach einem frischen Exemplare gezeichnete Abbildung finden, gehdrt zwar nicht gerade zu den Arzneykräutern; allein, seine Wirksamkeit und medizinischen Kräfte sind gewiß von größerer Bedeutung, als die des Habichtkrauts und mehrerer anderer. Schon der
ange

angenehme eigenthümliche und gewürzhafte Geruch, zeichnet diese Pflanze sehr vortheilhaft aus, und man erhält auch bey seiner Destillation mit Wasser keine unbedeutende Menge eines sehr angenehmen und durchdringenden wesentlichen Oels. Ganz besonders theilt sich auch dieses Angenehme und Gewürzhafte dem Essige mit, und man bereitet den sehr allgemeinen und bekannten Estragon-Essig, vorzüglich mit Hülfe dieser Drogue, auch wird er zum Senfeinzumachen, zu Gurken, und als feine Kräuter zu verschiedenen Speisen, in vornehmen Küchen verwendet.

Um diesen berühmten Estragon zu bereiten, nimmt man eine Maas (64 Loth oder zwey Pfund) recht guten reinen und scharfen Weinessig, bringt diesen in eine etwas mehr als eine Maas fassende Flasche, wiegt 3 Loth Estragonkraut, wenn es etwas abgewelkt, jedoch nicht ganz getrocknet ist, weil es sonst seinen angenehmen Geruch zum Theil verliert, 3 Quent Cubeben, $\frac{1}{2}$ Loth Ingber und 10 Nelken (Näglein) und 1 Loth frischen Knoblauch, diese Gewürze bringt man nebst dem Estragon in den Essig, stellt die Flasche an die Sonne oder einen erwärmt

erwärmten Ort, läßt diesen etwa unter hftem Umschütteln vier Wochen stehen, und seihet den Essig durch ein feines leinenes Tuch ab. Man kann auch den Estagan ohne andere gewürzhafte Zusätze anwenden, um einen sehr angenehmen Essig zu erhalten.

Zieht man die arzneulichen Kräfte dieses Krautes in Erwägung, so muß man es in die Klasse der erregenden Mittel bringen, und besonders betrachtet, ist er erwärmend, magenstärkend und die Verdauung befördernd; auch will man die Bemerkung gemacht haben, daß es Blähungen und Urinabgang sehr befördert. Tab. XXI. Fig. 24 findet sich, wie schon bemerkt, ein blühender Zweig; *a* der vergrößerte Kelch, *b c* eine zerlegte Blume, ebenfalls vergrößert.

Eine Pflanze, welche wohl verdiente, unter die Arzneypflanzen aufgenommen zu werden, aber nur in der profanen Medizin gebraucht, oder seines angenehmen Geruchs wegen, in den Gärten gezogen wird, ist das sogenannte Mutterblatt, Zitronenkraut, von welchem wir Tab. XXII. Fig. 25 eine Abbildung liefern; *a* ist ein Blümchen, *b* die in eine Röhre verwachsenen Staubfäden.

Nach Linne gehrt es zu den Rheinfahrn-Arten, und zeichnet sich besonders durch seine breiten, ovalen Wurzelblätter aus. Man bedient sich desselben als sogenanntes herzkstarkendes Mittel, indem man es auf den Magen oder Unterleib legt. Wenn es mit Wasser destillirt wird, erhlt man eine sehr angenehm riechende, und den Mund erwärmende Flüssigkeit; auch gießt man Brandtwein darüber, und gebraucht einige Eßel voll davon gegen Mutterkrämpfe und Magenbeschwerden. Tab. LV. Fig. 98 im sechsten Bande zeigt uns eine Pflanze mit dem Wurzelblatte.

Noch finden wir hier einige Pflanzen in dieser Klasse, die einige Botaniker in die fünfte, andere in diese neunzehnte Klasse versetzen; genau zu untersuchen, ob diese Gegenstände hierher, oder in die fünfte Klasse gehdren, ist hier keinesweges unser Zweck, wir setzen sie hierher, weil sie mehrere Schriftsteller ebenfalls an diesen Ort zu stellen für zweckmäßig hielten; auch ist es in dem Plane dieses Werkes, welches keinesweges als ein System, sondern als eine Sammlung nützlicher Gegenstände, in einem unterhaltenden, allgemein verständlichen

Zone vorgetragen, zu betrachten ist, und die Auf-
findung eines jeden hier zu suchenden Gegenstandes
durch ein vollständiges Register erleichtert wird.

Das allbekannte Weilchen, das große Ge-
schlecht Viola, gehdrt hierher, und mehrere Arten
derselben werden sowohl in der Arzneykunde, als
auch zum chemisch-technischen Gebrauche verwendet.
Das Geschlecht zeichnet sich durch folgende Merk-
male aus: Der Kelch hat fünf Blätter, die Blätt-
chen über der Basis der Blumenkrone finden sich
wie angeleimt, die Blumenkrone ist ebenfalls fünf-
blättrig, die Blättchen ungleich, nach rückwärts
mit einem stumpfen Horn versehen. Die Staub-
fäden bedecken den Fruchtboden unten, indem sie
sich erweitern, die zusammen gewachsenen
Staubbeutel umgeben den Griffel mit einem haut-
artigen Ansatze, die Saamentapsel besteht aus drey
Schaaletücken oder Klappen, und ist einfächrig.

Das allgemein beliebte wohlriechende Weil-
chen (*Viola odorata* L.) zeichnet sich von andern,
ihm oft ziemlich ähnlichen, durch folgende Merk-
male aus: Die Blätter sind herzförmig, eysförmig,
gekerbt, stumpf und unbehaart. Die Deckblätter

sehen nahe an der Blume, die untern Blumenblätter sind mit einem Warte versehen, und das unterste Blättchen ist ausgerandet, der Sporn oder das Horn ist kurz. Man macht die Bemerkung, daß sich die Blumenblätter des Veilchens sehr vermehren, wenn man es in gute Garten- Erde setzt, und man auf diese Art gefüllte Veilchen erhalten kann.

Man benutzte von dem gemeinen blauen Veilchen, in den ältern Zeiten, den Saamen (Semen violarum), die Wurzel (Radix violarum), und die Blumenkrone (Flores violarum). Von diesen sind nur letztere noch eigentlich als gebräuchlich anzusehen, ob man gleich von der Wurzel, auch in den neuern Zeiten, wieder einigen Gebrauch zu machen angefangen hat.

Wir erwähnen hier aber vorzüglich der Blumenblättchen, welche im Frühjahre, sobald es möglich ist, eingesammelt werden müssen, denn verliert man die Zeit, so ist dieses Blümchen schwer durch ein anderes zu ersetzen. Wenn die Blumenblätter der Veilchen getrocknet und aufbewahrt werden sollen, so ist es nöthig, daß man sie recht trocken einbringt,

auf

auf Papier, welches man auf Siebe ausgebreitet hat, dünne aufstreut, und sie dann so schnell als möglich trocknet, der angenehme Geruch derselben geht natürlich bey dieser Behandlung gänzlich verloren, und man darf zufrieden seyn, wenn man die Farbe ein Jahr lang an denselben erhalten kann. Nach dem Trocknen werden die Blumen in Gläser gefüllt, diese gut verstopft, und bis zum Gebrauch an einen trockenen Ort gestellt.

Der sogenannte, mit Hilfe der Weilchen-Blumen bereitete Weilchen-Saft (Syrupus violarum), ist ein wichtiges Präparat in den Apotheken, wenn auch nicht als eigentliches Heilmittel, doch als ein Prüfungsmittel für die Güte anderer Gegenstände, und besonders einiger Arzneyen. Als Heilmittel wird es vom großen Publikum mehr gefordert, als von dem Arzte verordnet, besonders schreibt man ihm beruhigende krampfsstillende Eigenschaften zu. Als Prüfungsmittel wendet man den Weilchen-Sirup dazu an, um zu erfahren, ob in einer Flüssigkeit eine Säure, oder ein Laugensalz, welches seiner Wenigkeit wegen, durch den Geschmack nicht mehr wahrgenommen werden kann.

Zin

Im Falle nur die kleinste Menge einer freyen Säure in einer Flüssigkeit enthalten ist, so wird der Weilschen: Saft sogleich davon roth gefärbt; sollte aber ein Laugensalz vorhanden seyn, so verwandelt sich seine schöne blaue Farbe dadurch augenblicklich in eine schöne grüne um. Solche Mittel sind wichtig für mehrere Künste, und werden *Reagenzen* oder gegenwirkende Körper genannt.

Unsere verehrten Leser möchten auch wohl nicht ungerne sehen, wenn wir ihnen hier die Bereitung des Weilschensaftes oder Weilschensyrups mittheilten, dieses ist nicht schwer zu erreichen. Man sammelt zur Frühlingszeit eine namhafte Menge Weilschenblumen ein, trennt sie von ihren grünen Kelchen, so, daß man nur die eigentlichen Blumenblättchen derselben recht rein besitzt. Ein halbes Pfund derselben bringt man dann in einen feingutenen Topf, macht eine halbe Maaß reines Wasser siedend, gießt dieses darauf, bedeckt den Topf, und läßt ihn einige Stunden lang ruhig stehen. Nach dieser Zeit gießt man den Inhalt auf ein reinliches leinenes Tuch, und preßt den hellen violetten oder rüblich blauen Saft ab; 24 Loth die-

seß

ses Saftes werden genau abgewogen, in eine zinnerne Schüssel gebracht, und ein Pfund feiner Zucker hineingelegt; worauf man das Ganze auf ein gelindes Kohlenfeuer setzt, und den Zucker nach und nach in dem Saft ausböt, auch einigemal aufkocht, und dann durch ein wollenes Tuch in eine zinnerne Schüssel abseigt, in welcher man den Saft völlig erkalten läßt, und in gut zu verschließenden Gefäßen an einem kühlen Orte aufbewahrt. Die Anwendung zinnerner Gefäße ist nothwendig, um ohne andere, oft schädliche Künsteleyen einen recht angenehmen blauen Saft zu erhalten. Tab. XXIII. Fig. 26 zeigt uns eine ganze Pflanze.

Eine zweyte Art der Weilchen, welche häufig in der Arzneykunde angewendet werden, ist das sogenannte Asterweilchen, dreyfarbige Weilchen, Freysamkraut, Dreyfaltigkeitskraut (*Viola tricolor* L.). Es zeichnet sich durch einen eckigen, sehr ausgebreiteten Stengel, längliche, gezähnt gekerbte Blätter, leyerförmig gefiedert und geschlitzte Asterblätter und Blumen aus, welche fast noch einmal so groß wie der Kelch sind. Die zwey obern Blumenblättchen findet man dunkel violet, die untern gelb, mit einem violetten Flecken und schwarz

schwarzen Streifen gezeichnet. Tab. XXIV. Fig. 27
a eine zerlegte Blume, *b* eine reife Saamencapsel,
 in welcher der Saamen sichtbar ist, etwas ver-
 größert.

Die mehresten Weilchen-Arten, mit welchen
 man gegenwärtig Versuche angestellt hat, haben
 sich als Brechen erregende Mittel gezeigt, und zu
 diesem Zwecke ist auch die im Herbst ausgegrabe-
 ne Wurzel unseres wohlriechenden Weilchens, in den
 neuern Zeiten wieder in Anwendung gebracht wor-
 den. Dieses dreyfarbige Weilchen, welches
 auch Stiefmütterchen und Sinurviole (Hb.
 jaceae) genannt wird, wurde aber, besonders nach
 Versuchen, welche der berühmte Arzt Dr. Sracl
 angestellt hat, als ein untrügliches Mittel gegen
 die hartnäckigste Hautausschläge empfohlen
 und angewendet, besonders brauchte man dieses
 Kraut gegen den sogenannten Milchschorf der
 Kinder. Andere Aerzte hingegen haben, selbst
 beym anhaltendsten Gebrauche dieses Mittels in
 allen Formen, nicht die geringste heilbare Wirkung
 davon wahrgenommen. Man giebt es entweder
 frisch mit Milch gekocht, bey Kindern zu einem
 Quent-

Quentchen täglich, oder auch gut und regelmäßig getrocknet als Pulver, zu 20 Granen bis zu einem halben Quent, und mehr noch nach anhaltendem Gebrauch. Man hat aber selbst bey dem Gebrauche dieses unschuldig scheinenden Mittels nothwendig, immer einen wissenschaftlichen Arzt zu Rathe zu ziehen, indem es bey einigen mehr, bey andern weniger schnell Brechen und oft heftiges Laxiren hervorbringt. Beym Gebrauche dieses Krautes bemerkt man auch einen eigenartigen Geruch des Urins und des Schweißes, welches als ein Beweis seiner Wirksamkeit auf die Haut angesehen werden kann.

Noch zeichnet sich eine Pflanze dieser Ordnung in der neunzehnten Klasse, vielleicht mehr durch ihre Schönheit, als durch ihre Wirksamkeit aus, nämlich die antisyphilitische Lobelie (*Lobelia syphilitica* L.). Sie hat einen aufrechtstehenden Stamm, ehrunde, lanzetförmig zugespitzte Blätter, welche an ihrem Rande sägeartig gezähnt sind, die Kelchanschnitte sind zurückgebogen; unsere Leser finden diese Pflanze naturgetreu Tab. XXV. Fig. 28 abgebildet, so wie a eine zersetzte Pflanze IX. Th. R legte

legte Blume, um die Verwachsung der Staubfäden zu sehen.

Als Arzneypflanze scheint dieselbe durch den berühmten Reisenden und Naturforscher, Kalm, bekannt geworden zu seyn, indem er versichert, daß es dasjenige Mittel wäre, durch welches die amerikanischen sogenannten Wilden, die etwa bey ihnen eingetretene Lustseuche heilert. Im Geschmacke ist diese Pflanze dem Toback sehr ähnlich, und erregt, wenn sie in etwas starken Dosen gegeben wird, leicht Erbrechen, wie dieses bekanntermaßen der Toback auch thut, wenn wir eine Portion desselben in den Magen bekommen.

Die Versuche, welche wegen vollkommener Heilung dieser garstigen Krankheit, auf dem europäischen Kontinent damit angestellt worden sind, sind aber sehr zweifelhaft ausgefallen; hieraus läßt sich aber keinesweges auf ihre Unwirksamkeit schließen, da ihre Kräfte in Theilen liegen können, welche entweder durch die ziemlich lange Reise verloren gehen, oder wenn man sie in Europa anbaut, wegen Beschaffenheit des Klima gar nicht enthält, wie wir dieses mit völliger Gewißheit schon von andern Arzneypflanzen erfahren mußten.

Die

Die Wurzel im Aufguss oder Absud gebraucht, ist eigentlich der wirksamste Theil der Pflanze, und wird auch vorzugsweise angewendet.

Wenn diese Pflanze als Zierde in unsern Gärten erzogen werden soll, so bedient man sich des Saamens. Man sät diesen im Frühjahr auf ein gutes warmes Mistbeet, und wenn sie die gehörige Größe und Stärke erreicht haben, versetzt man sie in Scherben oder Töpfe; die Erde wird aus thonigem Boden und Flussand gemengt, auch wohl etwas gute düngende Holzerde zugesetzt, und dann erhält man die Pflanze nicht gar zu naß. In ihrem Vaterlande erreicht sie oft die Höhe von 4 — 5 Fuß, in unsern Gärten wird sie aber kaum 2 Fuß hoch, und hält sich, wie eine jede eigentliche Sommerpflanze, nur ein Jahr. Die Blumen haben eine schöne blaue Farbe, welche auch weiß und violet abändert.

Die zwanzigste Klasse zeichnet sich durch gar wunderbare Blümchen aus, die Staubfäden und Staubwege sind miteinander verwachsen, und die Blume, so wie die ganze Pflanze, hat eine ganz eigenthümliche Gestalt. Die Ordnungen werden

R 2

durch

durch die Menge der vorzufindenden Staubfäden oder Staubbeutelchen gebildet. Im Allgemeinen nennt man diese Pflanzen alle Orchiden, oder Orchisarten. Ihre verschiedenen Geschlechter und Arten sind auf der nördlichen Halbkugel mehr, als auf der südlichen verbreitet, wo die Bananengewächse, Palmen, Pfirsang, Aloe und dergleichen ihnen das Gleichgewicht zu halten scheinen, die wir auch nur in geringer Menge auf der nördlichen Halbkugel treffen.

Eigentlich ist in den Apotheken nur eine Orchisart, und zwar die Wurzel derselben aufgenommen; diese ist aber von so großer Wichtigkeit, daß sie viele Pflanzen anderer Art überwiegt, es ist die Salep oder Salapwurzel, deren Mutterpflanze wir mit dem Namen Orchis morio bezeichnen.

Die Blumenkrone ist fünfblättrig, das obere Blatt gewölbt, die untere Lippe läuft rückwärts in einen Sporn aus, die Staubbeutel sind am Ende des Griffels angewachsen. Diese Art zeichnet sich durch einen dreylappigen Bart und stumpfe gekerbte Lappen aus, der mittlere Lappen ist ausge-

raro

randet, die Blätter aufsteigend und stumpf, das Horn ebenfalls aufsteigend, und kürzer als der Fruchtknoten. Die Wurzel dieser Orchisart bildet hodenförmige Knollen, welche ein wenig voneinander abstehen. In Deutschland, und in einem großen Theile von Europa, findet man diese Orchisart auf feuchten Wiesen, wo sie im Frühjahre blühend angetroffen wird. Man trifft aber auch eine Art der Orchis, wiewohl seltner in Deutschland, und zwar am Riesengebürge vorzüglich, wie die berühmtesten Botaniker unserer Zeit, ein Schultes, Wildenow, Jacquin und mehrere versichern, an, welche mit dem Namen *Orchis salep* bezeichnet wird, und die eigentliche *Salep* liefern soll. Diese Art hat einen dreylappigen, feingekerbten, stumpfen Bart, der mittlere Lappen ist zweispaltig, die Blumenblätter spitzig, die äußern zurückgeschlagen; das Horn ist kegelförmig, und eben so lang wie der Fruchtknoten.

Was nun die getrocknete Wurzel selbst betrifft, welche unter dem Namen *Salep* vorkommt, so erhalten wir dieselbe als Handlungsgut, aus China, Syrien und Persien. Man hat sich zwar
viele

viele Mühe gegeben, auch die in Europa wachsenden
 Orchisarten, vorzüglich die zwey angegebenen, so zu
 benutzen, daß ihre Wurzeln eine Art Salep liefer-
 ten; allein, so viele Versuche und Beobachtungen
 auch darüber angestellt worden sind, so sind die
 erhaltenen Produkte nicht einmal Surrogate der
 ächten morgenländischen Salep zu nennen.
 So wie wir die Salep als Handelsartikel erhalten,
 sind es meistens länglich eiförmige, bisweilen auch
 haubtförmige, etwas durchsichtige, gleichsam horn-
 artige Körper, sie sind schwerer wie Wasser, in
 welchem sie zu Boden sinken, sehr trocken, fest,
 und von bräunlich gelber Farbe. Die Größe ders-
 selben ist sehr verschieden, oft kaum wie eine Erbse,
 oft so groß, wie das vordere Gelenk eines Fingers.

Was wir über die Einsammlung der Salep-
 wurzel in ihrem Vaterlande wissen, so werden
 die Wurzelknollen, gleich nachdem die Pflanze ver-
 blüht hat, aus dem sandigen Boden genommen,
 man findet dann gewöhnlich zwey Knollen, einen
 der dem verblühten Stengel angehörte, ganz entkräf-
 tet ist, welcher abgesondert und weggeworfen wird,
 und einen andern dichten, saftvollen, welchen man
 als

als Salep in der Folge behandelt und benutzt. Die fernere Behandlung ist nach des Engländers Moults Bericht, welcher an Ort und Stelle war, und der Behandlung beywohnte, folgender: Nachdem man die kräftigen Wurzeln von den losen getrennt hat, werden sie mit kaltem Wasser reinlich abgewaschen, in einen groben leinenen, oder aus Winsen gestochtenen Sack gebracht, und einigemal in kochendes Wasser getaucht, hierauf befreyt man sie mit Hülfe eines groben leinenen Tuchs, von ihrem Oberhäutchen, indem man sie damit reibt, oder gleichsam abschneuert, die Wurzeln werden dann an Fäden gereibt, oder auch ohne diese Vorbereitung in einem erhitzten Backofen getrocknet; einige versichern, man schlage auch wohl diese Wurzeln, nachdem obige Manipulationen damit vorgenommen worden wären, in Brodteig ein und backe sie; auf beyde Art behandelt, nähmen sie die hornartige Beschaffenheit an, die wir daran bemerken, ohne von ihrem Umfange beträchtlich zu verlieren.

Diese Wurzel ist ein eigenthümlich schleimiger Körper von großer Intensität, indem ein einziges Quent einer ganzen Maas Wasser eine höchst schleimige

mitge dickliche Beschaffenheit ertheilt, wenn es einige Zeit damit gekocht wird. Man kann wohl die Salep zu den bekantten schleimigten Körpern rechnen. Im Wasser scheint sie sich vollkommen aufzulösen, doch bildet die Auflösung keine helle Flüssigkeit. Weingeist hat nicht die geringste Wirkung auf die Salep.

Die schleimige Beschaffenheit dieser Wurzel, hat sie zu einem solchen Arzneymittel erhoben, welches eigentlich als Nahrungsmittel dient, und dann angewendet wird, wenn die Kräfte eines Kranken nicht mehr hinreichen, andere Nahrungsmittel zu verdauen. So benutzt man auch dieselbe in solchen Fällen, wo viel Säfte aus den menschlichen Körper aus- und abgefordert werden, und wodurch die Kräfte sehr leiden, bey eiternden und schleimigen Lungensuchten, innern Geschwüren und überhaupt starkem Säfte-Verlust. Man bereitet gewöhnlich aus der Salep eine Sulze oder Gelee, indem man ein Loth der fein gepulverten Wurzel mit 20 Loth Wasser, oder guter Fleischbrühe eine Stunde lang kocht; man wendet auch zu diesem Zwecke Wasser und Syrup an, um, wenn man einen guten Erfolg

des

eigenthümlichen Geruch auszeichnet, verliert diesen beym Trocknen gänzlich, und mit den Wurzeln scheinen wir nicht glücklich zu seyn, welches gewiß in der Klimatischen Beschaffenheit liegt. Tab. XXVI. Fig. 29 liefert uns eine vollst. Abb. der *Orchis morio*.

Die berühmte Vanille (*Epidendron Vanilla*) gehört auch in diese Klasse und Ordnung; dieselbe ist auch bereits bey den Gewürzen im fünften Bande gehörig beschrieben, und Tab. LI. Fig. 97 abgebildet worden.

Die vierte Ordnung dieser Klasse zählt sechs Staubfäden, und die Blumen zeichnen sich ebenfalls durch eine eigenthümliche Gestalt aus.

Die Osterluzey (*Aristolochia trilobata* L.), liefert uns eine ausländische gänzlich vergessene Droge, die Stengel der Osterluzey (*Stipides aristolochiæ trilobatae*). Sie ist in Jamaika und überhaupt in den warmen Klimaten zu Hause; wir führen sie auch nur der Vollständigkeit wegen an. Eben so ist es mit der Kleinen Osterluzey (*Aristolochia pistolachia* L.), welche uns eine Wurzel (*Radix pistolachiae*) lieferte, welche aber ebenfalls kaum dem Namen nach noch bekannt seyn mdgte.

Die

Die runde Osterluzey (*Aristolochia rotunda* L.) findet aber hin und wieder noch einen Verehrer, und sollte es auch nur in einem Vieh- arzte oder Wunderdoktor seyn. Da diese Pflanze zu den deutschen gehört, und wir selbe folglich botanisch untersuchen können, so wollen wir ihre Merkmale genauer betrachten. Das Geschlecht der Aristolochien zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Der Kelch fehlt, die Blumentrone ist einblättrig, zungenförmig, vollkommen ganzrandig, die Staubbeutel sind am Griffel angewachsen, die Saamenkapsel ist sechsächsig unten, und enthält viele Saamen. Diese Art hat eysförmige, stumpfe, fast sitzende Blätter, der Stengel ist etwas aufrecht, einfach, die Blumenstiele einfach, die Blumentrone aufwärts gerichtet, die Lippe länglich eingedrückt.

Die Stengel werden ohngefähr 2 Fuß hoch, sind sehr schwach, und legen sich gern an andere Pflanzen an, weswegen man sie auch mehrentheils in Gebüsch und an Borhdzern suchen muß, die Wurzel ist rund, getrocknet grünlich gelb, und die ganze Pflanze von einer ungemeynen Bitterkeit durchdrungen.

Ganz vorzüglich benutzte man das sehr gestoßene Kraut der Osterluzey oder Hohlwurz in Wunden, besonders solchen, welche von einem Drucke herrührten, wie dieses bey Pferden öfters vorkömmt. Man bereitete auch ein abgezogenes Wasser daraus, wendete aber hier mehr die Wurzel als das Kraut an, und benutzte dieses als ein unfehlbar schweißtreibendes Mittel. Der innere Gebrauch der Osterluzey als treibendes Mittel ist immer sehr gefährlich, und in manchen Fällen strafbar und gewissenlos. Redliche Aerzte werden wohl dieses unsichere Mittel schwerlich verordnen.

Die virginische Schlangenzurzel (*Radix serpentaria virginiana*) soll von einer Art Aristolochie ihren Ursprung haben, welche man mit dem Namen *Aristolochia serpentaria* bezeichnet hat.

Es ist eine safrige, bräunlich grüne, oft auch graue innerlich weiße Wurzel, aus einem kleinen, Knotenartigen Köpfchen entspringen eine Menge feiner, etwa einige Zoll lange Fasern, welche untereinander verwickelt sind. Der Geruch ist eigenthümlich, einer Mischung aus Kampher und Baldrian gleichend, der Geschmack ist dem Geruche ähnlich, heißend, gewürzhast, erwärmend.

Ge

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhun-
derts, wurde diese Wurzel zuerst durch den hollän-
dischen Handel nach Europa gebracht, und ihre
Wirksamkeit so sehr erhoben, daß man neben ihr
sehr viele wichtige Mittel für völlig entbehrlich hielt.
Es ist auch nicht zu läugnen, daß sie zu den kräf-
tigsten Reizen, folglich zu den wirksamsten Arzneys-
mitteln gerechnet werden muß, und ihre Anwen-
dung in typhösen Zufällen, Nervens- und Faulfiebern,
wird dem Arzte, welcher sie mit Vorsicht gebraucht,
immer gute Resultate liefern. Man hat aber
vorzüglich darauf zu sehen, daß diese Wurzel ächt
und frisch ist, worüber der Geruch hinlänglich ent-
scheidet, sollte aber noch ein Zweifel über deren
Reinheit übrig seyn, so müssen Aufgüsse der Wur-
zel und Vergleichen derselben entscheiden.

Wir haben hier eine Abbildung der Mutter-
pflanze Tab. XXVII. Fig. 30 und der Wurzel Fig. 31
geliefert, und glauben dadurch beygetragen zu ha-
ben, daß sie weniger mit einer andern Wurzel ver-
wechselt werden kann.

Noch nennen wir die lange Osterluzen
(*Aristolochia longa*), und die dünne Oster-
luzen

Insey (*Aristolochia clematis*), welche ehedessen auch angewendet worden sind.

In der Ordnung dieser Klasse mit zwölf Staubfäden, treffen wir die berühmte Aronswurzel (*Radix ari*) an, Linne nannte sie gefleckter Aron (*Arum maculatum*), sie hat auch wohl ihrer Schärfe wegen den Namen deutscher Ingber erhalten, welchen Namen man aber nicht beybehalten sollte, da es leicht Veranlassung zur Verwechslung beyder Wurzeln geben könnte. Gegenwärtig wird sie wenig oder gar nicht in der Arzneykunde angewendet, höchstens verordnet man sie mit andern gewirzhafteu Mitteln, als ein magenstärkendes und erwärmendes Medicament. Ist diese Wurzel getrocknet, und nur ein Jahr alt, so hat sie alle Wirksamkeit verlohren; ist sie frisch, so wirkt sie heftig und unsicher, und wird auch deswegen zu den deutschen Giftpflanzen mit Recht gezählt. Sie gehört zu den ausdauernden Gewächsen, und ist an ihrer teutenförmigen Blume sogleich zu erkennen. Die Wurzel ist länglich rund, nach unten befinden sich einige Wurzelfasern, außerhalb ist sie gelblich, innen weiß, etwa von der Größe eines

eines Laubeneys, wird sie im frischen Zustande gequetscht oder zerrieben, so bemerkt man eine sehr ätzende Ausdünstung, welche Nase, Mundhöhle und Augen gewaltig angreift. Auch wird dieses Mittel als ein äußeres Reizmittel sehr wirksam seyn, da es die Haut in wenig Minuten, schneller und anhaltender wie der Meerrettig, reizt und roth macht, so lange sie noch frisch ist; trocken ist sie, wie dieses schon bemerkt wurde, milde wie Mehl, und besteht auch größtentheils daraus.

Man bereitete auch ehedessen eine Art Stärkemehl aus der Aronswurzel (*Fæcula rad. ari*), indem man die Wurzel zerquetschte, in ein leinenes Tuch band, und so das Mehl auszuwaschen pflegte, es hat aber keinen Vorzug vor der Stärke aus Kartoffeln und andern knolligen Wurzelgewächsen. Mehrere Völkerschaften des Nordens bedienen sich der Aronswurzel, nachdem sie den scharfen Stoff derselben ausgewaschen haben, zu einem wirklichen Nahrungsmittel, und die Tungusen und Kalimuten sollen ein vortreffliches weißes Backwerk daraus bereiten, welches unsern Dampfnudeln nichts nachgiebt; ich denke jedoch, wir wollen es lieber
mit

mit unsern deutschen bayerischen Dampfnebeln halten, und jenen Brüdern ihre Aronswurzel lassen, auch wünschen, daß sie ein jedes Jahr eine so segensreiche Ernte in diesem Naturerzeugniß halten, als wir im Jahre 1818 in Ahrnerfrüchten hielten.

Zu diese Ordnung gehört auch die Hipoziste (*Cynisus hipocista* L.), ehedessen erhielten wir einen Saft (*Succus insp. hipocistæ*) aus den Beeren dieser strauchartigen Schmarozerpflanze, welche in den wärmern Theilen von Europa zu Hause ist.

Wir kommen nun auf die ein und zwanzigste Klasse, sie enthält diejenigen Pflanzen, welche Blumen ihrer verschiedenen Geschlechter, zwar auf einem und demselben Stamme, keinesweges aber in derselben Blüthe tragen, folglich männliche und weibliche auf einem Stamme, aber nicht in derselben Blume angetroffen werden. Linne nennt diese Klasse deswegen halbgetrennte Geschlechtspflanzen (*Monœcia*).

Gleich im ersten Augenblicke stoßt uns eine gar wunderbare Pflanze in dieser Klasse auf, Linne nennt sie *Cynomorium coccineum*, rothe Hundsruthe

ruthe gemeinlich nennt man sie auch Fungus meli-
 teusis, Mattheserschwamm, weil sie auf der
 Insel Malta, wohl aber auch auf andern Inseln
 des mittelländischen Meeres gefunden wird. Da
 sie zu den Schwarzorjersflanzen, das heißt zu denje-
 nigen gehört, welche andern den Saft ausfaugen,
 also an diesen anhängend gefunden wird, so hielt
 man sie eine Zeit lang für einen Schwamm, woher
 auch der Name hergenommen wurde. Sie ist eis-
 gentlich nur ein Stengel oder Schaft, etwa 6 — 8
 Zoll hoch, ohne die geringsten Aeste und Blätter,
 sondern mit glänzend weißen Schuppen besetzt,
 welche aber durch das Trocknen und Verpacken,
 gänzlich abgerieben werden; über diesem Stengel
 findet sich eine kleine Blumenähre oder Blumen-
 köpfehen, welches oft die Länge des Stengels selbst
 erreicht. Verwundet man dieses Gewächs, wenn
 es noch an einer andern Pflanze befestiget ist, so
 bringt eine blutrothe Flüssigkeit aus. Ist dieser
 Stengel getrocknet, so erhalten wir ihn als ganz
 purpurrothbraune Körper, gewöhnlich in unbes-
 stimmt gebogenen, oder keilsförmigen größern und
 kleinern Stücken, deren Geschmack mehr salzig als
 zusammenziehend ist, nach dem Rauen verspürt
 Pflanzenreich IX. Th. P man

man auch einige Bitterkeit, welche jedoch ziemlich unbedeutend ist. Der Maltheserschwamm wird noch heut zu Tage, ganz empirisch als ein Mittel gegen innere Verblutungen und gegen Blutspeyen aus den Lungen ganz vorzüglich angewendet. Ist dieses Mittel hier hülfreich und die Erfahrungen gegründet, so ist der adstringirende Stoff darin keinesweges die Ursache, denn dieser ist hier in einem hohen Grade unbedeutend.

Sehr viele der noch hierher gehörigen Pflanzen haben wir bereits in den vorigen Bänden genau beschrieben, und nach der Aeußerung unserer geneigten Leser, uns ihren Beyfall erworben; es bleibt daher nichts zu thun übrig, als die auch in die Medizin näher oder entfernter gehörigen Pflanzen, noch einmal zu benennen, und auf die Bände, worin sie beschrieben sind, hinzuweisen. Es war auch ganz natürlich, daß sich diese Arbeit, wie sie sich ihrer Vollendung näherte, nach und nach so und nicht anderst, entwickeln konnte; so gehören z. B. der größte Theil der baumartigen Gewächse in diese Klasse, wir mußten sie also nothwendig bey den Holzarten früher und mit mehr Recht abhandeln,
als

und die Kohle bleibt in dem obern. Man benutzet dieses Del, sowohl zu medizinischen als technischen Zwecken, bey uns ist dieses Erzeugniß nicht im Gebrauche. Tab. X. Fig. 2, Band 7, S. 126.

Die Erle oder Eller (*Betula alnus*), von ihr benutzte man die Blätter; Tab. XI. Fig. 13, Band 7, S. 133.

Der Maulbeerbaum (*Morus nigra*), die Beeren werden in der Medizin davon angewendet, indem man sie trocknet, und auch ein Mus (*Roob mororum*), und einen Syrop (*Syrupus mororum*) daraus bereitet, Tab. I. Fig. 1-3, Bd. 5, S. 2.

Die Eiche mit ihren verschiedenen Arten, Tab. I. Fig. 1, Bd. 7, S. 46.

Die Ballnuß (*Juglans regia*), Tab. IX. Fig. 196, Bd. 4, S. 747.

Die Muskatennuß (*Myristica fragrans*), Tab. XLII. Fig. 82-88, Bd. 5, S. 298.

Die verschiedenen Arten der Fichten (*Pinus*), welche theils im fünften, theils im siebenten Bande abgehandelt worden sind, liefern uns Arzneymittel, welche

welche mehr oder weniger Anwendung finden, und die wir bereits gehdrt gewürdiger haben. Einige sind unentbehrlich geworden, andere vergessen.

Die Lerchentanne liefert uns einen wichtigen Heilkrper, welcher hier, da er in der neuesten preußischen Pharmacopde verzeichnet wurde, ebenfalls genauer beschrieben werden wird, so wie wir auch den Weidenschwamm und den Feuerschwamm einschalten werden.

Die zwey und zwanzigste Klasse hat Geschlechter, welche so vollkommen getrennt sind, daß sie jedesmal auf zwey Stämmen erscheinen, folglich eine weibliche und eine männliche Pflanze gefunden wird. Diese Anstalt zur Fortpflanzung hat aber die Natur nur bey wenigen Pflanzen getroffen, dennoch aber betrifft sie sehr verschiedene Pflanzenfamilien.

Auch in dieser Klasse haben wir bereits schon sehr viele abgehandelt, und wir dürfen nur unsere Leser auf das schon Bearbeitete hinweisen, um durch Wiederholungen nicht lästig zu werden.

Hierher gehdren einige Weidenarten, worüber
des

der sechste Band nachgesehen werden kann. S. 703, Abb. XLIX.

So ist aus dieser Klasse ferner abgehandelt worden:

Der Hanf (*Cannabis sativa* L.), Bd. 6, S. 583, Abb. XXXI.

Der Hopfen (*Humulus lupulus* L.), Bd. 6, S. 495, Abb. XXII.

Die schwarze Pappel (*Populus nigra* L.), Bd. 5, S. 551.

Die Balsampappel (*Populus balsamifera* L.), Bd. 7, S. 125, Abb. XIV.

Der Wachholder (*Juniperus communis*), und einige andere Arten desselben, Bd. 5, S. 446. Eigentliche medizinische Pflanzen sind noch folgende, in diese Klasse gehörige.

Der Pistazienbaum (*Pistacia vera*). Ein ziemlich ansehnlicher Baum, welcher in den Morgenländern, vorzüglich in Persien, Arabien und Syrien häufig wild angetroffen wird; in Sizilien und den warmen Inseln des mittelländischen Meeres wird er sowohl wegen seines vortrefflichen Holzes, als auch wegen der öligen Nüsse häufig gepflegt.

Die

Die Nistazien haben die Größe und die Gestalt der Haselnüsse, versteht sich ohne die äußere Hülle der letztern, statt der harten Schale haben sie einen lederartigen dünnen Ueberzug, unter welchem sich eine holzige Schale befindet, unter oder in dieser liegt der Kern, welcher mit einem röthlich grünen, pergamentartigen Häutchen überzogen ist. Der Kern selbst ist durch und durch blaßgrün, sehr blick, und hat einen höchst angenehmen süßmandelartigen Geschmack. Als Arzneymittel scheinen sie vor den Mandeln keine Vorzüge zu haben, doch verordnete man sie ehedessen zur Bereitung einer Mandelmilch, und versprach sich von ihr ganz ausgezeichnete gute Wirkung in Entzündungsfiebern. Mehr werden die Nistazien in der Küche zu angenehmen Backwerken verwendet, wenn man die mandelartige Substanz derselben gern von grüner Farbe haben möchte, auch werden sie zu den sogenannten Magen- oder Kaisermorsellen mit Früchten (*Morsulæ imperatorum cum fructibus*), in der eleganten Pharmazie angewendet.

Von einer andern Art des Nistazienbaums, erhalten wir auch eine Art eines sehr schönen hellen
und

und angenehm riechenden Terpentin, welcher aber wenig in unsere Gegend gebracht, vielmehr größtentheils im Lande selbst verbraucht wird. Diese Terpentinpistazie (*Pistacia theropintus*) wächst ganz vorzüglich auf der Insel Chio, doch auch in Afrika, und unter den heißesten Himmelestrichen von Europa, man nennt diese Chio-Terpentin, auch *Theropintina de Chio* und de *Cypro*. Er ist dicker wie der von andern Bäumen erhaltene Terpentin, hat eine fast glashelle Durchsichtigkeit, und eine sanft blaßgelbe Farbe; der Geruch gleicht mehr dem Mastix als dem Terpentin.

In diese Pflanzenklasse, und zwar zu denjenigen, bey welchen man sechs Staubfäden zählt, gehört auch die ehedessen so berühmte *Cassaparille*, *Sarsaparille* (*Smilax sarsaparilla* L.). Wir erhalten sie von einer ausdauernden Pflanze, welche im merikanischen Gebiete, so auch in Brasilien in großer Menge wächst.

Nur selten erhalten wir den eigentlichen Wurzelstock oder Stamm, welcher ohngefähr einen Zoll dick und eines Fingers lang ist, vielmehr erhalten wir

wir im Handel die Wurzelsasern, welche einen und mehrere Fuß lang sind, und sich vom Stocke aus, in großer Menge unter der Erde ausbreiten. Sie sind etwa so dick wie eine dünne Schreibfeder, zerbrechlich, dabey aber dennoch ziemlich biegsam, innen mehlig und weiß, mit einem bräunlichgelben Kern versehen, äußerlich braun und runzlich, oder gleichsam der Länge nach gefurcht, der Geruch ist unbedeutend, der Geschmack schleimig, wenig scharf und bitterlich.

Die Spanier waren es, welche uns dieses Medikament in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zuführten. Man erhielt es damals noch mit ihren Fasern besetzt, gegenwärtig erhält man es aber in gar zierliche Bündel gebunden, welche etwa 18 Zoll lang und 4 Zoll dick sind, an beyden Enden findet man sie gerade abgesehritten, mit blauen und weißen Papierstreifen umwunden, und mit Bindfaden fest zusammengebunden; macht man einen solchen Bündel auf, so findet man kleine Wurzelstückchen, Fasern, Sand und Gestein aus Mexiko oder wo anders her darin verborgen, und verliert gemeiniglich viel am Gewicht, wenn man nach Vers

Pflanzenreich IX. Th. 2 Orda

ordnung des Arztes reine Wurzeln geben will. Man nennt diese Art der Sassaparille im Handel Sarsaparilla rotunda. Eine andere Art, welche in großen unregelmäßigen Gebinden oder Bündeln, mit Fasern und dem Wurzelstocke versehen, zu uns gebracht wird, nennt man lose Sassaparille (Sarsaparilla hunduras).

Oft werden die Sassaparille-Wurzeln auch im ganzen Zustande, mit den Wurzelfasern des Hopfens verfälscht, welches man aber durch Vergleichung leicht erkennen kann.

Als Arzneymittel war die Sassaparille ehemals so berühmt, daß man deren nicht genug aufreiben konnte, und noch jetzt machen die französischen Aerzte starken Gebrauch davon, besonders in Hautausschlägen, und ganz vorzüglich in leichten Stadien der Lustseuche.

Deutsche Aerzte sind so ziemlich von dem Gebrauche der Sassaparille zurückgekommen, und verordnen sie höchstens noch einem reichen Podagraisten, damit derselbe ein theures Medikament besitzt, das ihm nichts hilft, und dabey auch nicht schädlich ist, welche Manipulation der Arzt gar oft

machen muß, um wenigstens den bösen Dämon zu beschwichtigen; denn ein langes Rezept gleicht einer leeren Besprechungsformel, und giebt der Gemeltheit Stoff, den Arzt für gewaltig gelehrt zu halten. Als ich noch praktischer Arzt war, verscrieb ich einmal einem Bauer ein Rezept, wo nichts darauf stand, als Aqua benedicta Rulandi (Brechwein), der Bauer schüttelte den Kopf, indem er es ansah, und sagte: „das wird nicht viel helfen“; auf meine Frage: weswegen er dieses glaube? bemerkte er: es sey so wenig auf dem Papier; weswegen ich ihm die Sache recht machte und verscrieb: Tartar. emetivi (Brechweinstein) vier Gran, Solve in Aqua destillata vier Unzen; adde Syr. mannat. Oxymel. squill. von jedem 3 Quent, worauf er mit Freudigkeit das gelehrte Rezept ergriff, sagend: das ist etwas anderes, und das doppelte Honorar, das heißt, 30 Kreuzer erlegte, da sonst 15 Kreuzer das Gewöhnliche war.

Eine deutsche Pflanze, in manchen Gärten ein wahres Unkraut, ist das in diese Klasse gehörende, aber mit neun Staubfäden versehene jährige Pingelkraut (Herba mercurialis), (Mercurialis

annua L.). Eine Pflanze mit sehr unansehnlichen Blumen, der Kelch der weiblichen Blumen ist dreytheilig, die Kapfel besteht aus zwey Köpfchen, ist zweyfächrig und einsaamig. Diese Art hat einen krautartigen, armförmigen Stengel, länglich eyförmige unbehaarte Blätter, und ährenförmige männliche Blumen, sie findet sich fast durch ganz Deutschland, an Gräben und auf Schutt.

Man benutzte dieses Kraut ehedessen zu Klystiren, besonders bey Leibreissen der Kinder; auch äußerlich benutzte man den frisch ausgepreßten Saft, zur Reinigung der Geschwüre, kochte ein Mus davon, und legte dieses auf Geschwülste, um sie zu erweichen; auch brauchte man es, nach alten Vorurtheilen, zu allerhand albernen, abergläubischen Dingen, welche ich hier nicht berühre, um meine Leser nicht zu ermüden. Gegenwärtig ist das Merkurialkraut gänzlich aus der rationellen Arzneykunde verbannt, und wenn es noch verordnet werden sollte, so ist dieses ein sicherer Beweis, von der geringen Gründlichkeit und Festigkeit in der Arzneykunde desjenigen, der es verordnet.

Von einer andern Art des Pingelkrauts, welches

ches mehrjährig ist, und deswegen ausdauerndes Pingelkraut genannt wird (*Mercurialis perennis*), hat man die Bemerkung gemacht, daß es zu denjenigen Pflanzen gehört, die die Aufmerksamkeit des Technikers verdienen, indem es den Indigostoff enthält; man kann sich von der Anwesenheit desselben leicht überzeugen, wenn man ein wenig von dem Saft auf ein Stückchen Kreide reibt, welche dann nach einiger Zeit an dieser Stelle eine angenehme blaue Farbe erhalten wird.

Beide Arten des Pingelkrauts gehören übrigens zu den starken Laxiermitteln, auch pflegt sie das Vieh zu verschmähen.

Wenn auch nicht für die Arzneykunde, doch in anderer Hinsicht wichtig, sind die Kokelskörner, oder der levantinische Kokulus (*Menispermum cocculus L.*).

In der Arzneykunde hat man bis jetzt, Gott Lob, dies ausländische starke Gift noch nicht angewendet. Es sind schmutzig braune Saamenkörner, von der Größe einer kleinen Bohne, oben rund und mit einem Ansätze versehen, wo sie miteinander verbunden wären; schneidet man einen solchen Kern
vonn

voneinander, so bemerkt man im Innern eine Mondform, welches Veranlassung zu dem Namen Mondsaamen gegeben haben mag; Fischbrner nennt man sie wegen der teuflischen Eigenschaft, die Fische zu tödten und zu betäuben, damit man sie leicht fangen kann, allein, der Genuß solcher Fische ist immer gefährlich, da sie wie ein starkes Gift wirken. Gegen die Läuse bedieth man diese Waare unfehlbar. Auch sollen Mäuse und Ratten davon sterben. Tab. XXVIII. Fig. 32.

Unsere Leser werden sich bey dieser Abbildung Tab. XXIX. Fig. 33 einer frühern erinnern, welche viel Aehnlichkeit mit der hier gegebenen hat, und auch mit unserer Arzneypflanze in ein Geschlecht, nämlich in das der Gurken (Cucumis) gehdrt. Man nennt sie auch Purgierapfel und wilden Kürbis, in den Apotheken führt sie den Namen Koloquinten (Colocynthis). Nach Linne finden wir sie in der zehnten Ordnung der ein und zwanzigsten Klasse, mit halbgetrenntem Geschlecht. Wir sehen auf unserer Abbildung einen blühenden Zweig, und daneben *a* eine aufgeschnittene Frucht mit ihrem vielen Kern in natürlicher Größe. Wollten wir dieses merkwürdige Arzneymittel in seinem

Vaters

Vaterlande aussuchen, so müßten wir Ostindien besuchen; besonders Syrien und das sogenannte wüste Arabien, wie die Inseln des Archipelagus, bringen sie häufig wild hervor, und um Aleppo macht sie einen Gegenstand der Kultur aus.

Die Frucht ist der gebräuchliche Theil der Pflanze, nachdem man sie von ihrer Rinde befreyt hat, wie sie auch schon im Handel geschält vorkommt. Sie wird von Alexandrien und Aleppo aus erster Hand bezogen, und es muß hin und wieder noch ein bedeutender Gebrauch davon gemacht werden, da die Menge ihrer Ausfuhr nicht unbedeutend ist. So wie wir diese Frucht erhalten, ist sie, wie bereits schon bemerkt, größtentheils von ihrer äußern gelben Rinde oder Schaaale befreyt, von der Größe eines kleinen Borstorfser Apfels, weiß, trocken und hin und wieder eingedrückt, aus einem lockern Marke bestehend, welches eine Menge regelmäßig, in demselben eingereihre bräunlicher und schwärzlicher Saamen von der Größe der Apfelkerne enthält. Der Geschmack ist anfänglich eckelhaft, süßlich, dann aber von unerträglicher Bitterkeit. Sie gehört zu den ältesten Arzneymitteln, welches die ältesten

sien

sien griechischen und arabischen Aerzte, von denen uns Kunde gekommen, in unendlich vielen Fällen benützet. Besonders sind die ältern Zusammensetzungen, zu welchen Koloquinten angewendet wurden, eben so mannichfaltig, als sie in Ansehen standen. Da eine trockene schwammige Substanz natürlich nur mit großen Schwierigkeiten in ein sehr feines Pulver umgewandelt werden kann; so werden die Koloquinten, nachdem man sie von ihren Kernen völlig befreit hat, mit Tragant schleim oder Stärke zu einer Masse gestoßen, und bey gelinder Wärme vollkommen ausgetrocknet, unter dieser Form nennt man sie *Koloquintenzeltchen* (*Trochisci alhandali*), und nach dieser Zubereitung können sie leicht in ein feines Pulver verwandelt werden (*zubereitete Koloquinten, Pulvis colocyntidis*). So bereitet man auch mit Weist oder Weingeist, Tinkturen von diesem Mittel.

Die vorzüglichste Wirkung der Koloquinte ist, daß sie schon in einer sehr geringen Gabe, besonders bey reizbaren Personen, heftiges Purgieren hervorbringt, weswegen ihr profaner Gebrauch auch von weisen Regierungen verboten worden ist, da man sie

sie zu bösen Absichten gebrauchen könnte. Allein, in der Hand des wissenschaftlichen Arztes, in Verbindung mit Mitteln, welche ihre zu starke Wirkungen mildern, that sie bereits herrliche Wirkungen, besonders gegen Wasseruchten, Würmern und als Laxiermittel, auch bey Wahnsinnigen, wo alle übrigen Mittel der Art unwirksam blieben.

Wir warnen aber für den Gebrauch dieses Mittels, ohne Zuziehung eines Arztes in jedem Falle, weil seine Wirkungsart höchst unsicher ist. Wenige Tropfen der Lintur und wenige Grane des Pulvers desselben, bringen oft die unvorangesehenen üblen Zufälle hervor.

Um Pferde zu purgiren, bedient man sich gewöhnlich der Koloquinten, man nimmt nämlich einen ganzen sogenannten Koloquinten-Apfel, übergießt denselben mit einer halben Maas Bier, und läßt dieses zusammen 24 Stunden stehen, dann giebt man es dem Pferde auf zweymal, worauf gewöhnlich sehr starke Ausleerungen erfolgen.

Die große Ausfuhr der Koloquinten ließ vermuthen, daß sie auch zum technischen Gebrauche verwendet werden; genaueren Nachforschungen zur Pflanzenreich IX. Th. R folge,

folge, verwendet man sie in der Seidenfärberey, um diesem Stoffe einen sanften Glanz zu geben.

Man würde sich in Ermanglung eines sehr zweckmäßig eingerichteten Gewächshauses umsonst bemühen, die Koloquinte bey uns zu ziehen; selbst das warme Klima Italiens ist nicht vorthellhaft zu ihrer Erziehung, sie scheint einen ganz besondern Boden zu verlangen, deswegen wollen wir ihren wenigen, und vielleicht völlig entbehrlichen Bedarf, aus ihrem Vaterlande beziehen.

Noch kommen in dieser Klasse einige Pflanzen vor, welche wir aber nur dem Namen nach anführen können, da sie gar nicht mehr gebraucht werden, und auch ehedessen sehr wenig gebraucht wurden. Es sind folgende:

Das Zapfenkraut (*Ruscus hypoglossum* L.), und der Mäusedorn (*Ruscus aculeatus* L.). Mehr neu ist die indianische Grieswurz (*Cissampelos paraira*), von welcher eine Wurzel unter dem Namen *Radix parairæ* vorkam, die von den Portugiesen aus Brasilien gebracht wurde. Wir hätten diese merkwürdige Pflanze hier abgebildet, wenn sie gebräuchlich wäre, da sie ihre Blüthen und Früchte

auf der Mitte des Blatts trägt; weswegen sie auch als Merkwürdigkeit in den Gärten gezogen wird.

Die drey und zwanzigste Klasse hat vermengte Geschlechter, das heißt: männliche und weibliche Blumen finden sich auf einer und derselben Pflanze, so wie man hinwiederum auf einer männliche allein, auf der andern weibliche allein findet.

Eine solche Pflanze ist die weiße Nießwurz (Helleborus albus, Veratrum album Lin.). Man nennt sie auch Krätzwurz, Wendewurz, Champagnerwurz. Man findet diese Pflanze ganz vorzüglich in gebirgigen Gegenden, in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Böhmen, der Schweiz und Italien, nicht minder in Asien, in Griechenland, Sibirien, und in den gebirgigen Theilen von Rußland, auch hier um Augsburg haben sie die fleißigen und kenntnißreichen Naturforscher, *Hörmann* und *Hübner*, bey Wellenburg gefunden, und dem Verfasser dieser Unterhaltungen hat ersterer ein sehr schönes Exemplar im frischen Zustande gebracht, welches bey Wellenburg 1 Stunde von Augsburg gefunden worden ist, wonach wir auch die Zeich-

N 2

nung

nung haben entwerfen lassen, welche wir auf Tab. XXX. Fig. 34 mit einem Blatte Fig. 35 sehen. Diese Pflanze ist eine von denen, welche männliche und weibliche Blüthen zugleich trägt; auch finden wir hier ihre Zergliederung: a ist eine ganze, nicht vergrößerte weibliche Blume, b eine männliche, c die Saamencapsel.

Gemeinlich kommt die Wurzel d als der eigentliche gebräuchliche Theil dieser Pflanze, schon vollkommen trocken als Handelsartikel vor, und wird von den Materialisten aus den angegebenen, ihnen am nächsten liegenden Gegenden bezogen. Sie ist ein Knollen, welcher einem abgestumpften Kegelnicht unähnlich sieht, etwa ein und einen halben Zoll lang, und am dicksten Ende eines Quaders stark; sie besteht aus einem rindigen und einem kernartigen Antheile, welches man leicht bemerken kann, wenn man eine Wurzel erweicht, und der Quere nach durchschneidet, in der Mitte findet sich eine Substanz, welche einem schwammigen Marke ähnlich sieht. Der Geruch der Wurzel ist unbedeutend, der Geschmack brennend, widerlich, lange im Munde bleibend. Ganz vorzüglich zeichnet sich

das

das Pulver dieser Wurzel dadurch auß, daß die kleinste Menge davon, in eine auch nicht gar zu reizbare Nase gebracht, ein heftiges Nießen erregt, so daß man sich bey Pülbern, Mischen, Wiegen, und jeder Beschäftigung mit dieser Wurzel sehr zu hüten hat, nichts davon zu verstäuben, und es mit dem Niesen in die Nase einzuziehen, auch im Falle macht das eingebrachte Pulver eine sehr unangenehme Empfindung.

Betrachten wir diese Wurzel als Arzneimittel, so muß sie zuoor zu den heftigsten und drahtscheyten gerechnet werden, eine nur mäßige Gabe bringt heftiges Laxiren, Brechen (jedoch dieses seltner), starke Schweiß, und, alle Arten der Ausleerungen in großer Menge hervor; nicht selten erfolgt auch ein blutiger Stuhlgang, Blutharnen, eine Art von Wahnsinn und heftiges Fieber. Ganz vorzüglich wirksam scheint aber die weiße Nießwurcz in den hartnäckigsten Hautkrankheiten zu seyn, sie darf aber nie ohne Zuziehung eines wissenschaftlichen Arztes angewendet werden. Außerlich macht man sie mit Fett zu einer Salbe, um die Krätze damit zu vertreiben. Andere sehr wirksame Mittel in dies

sey

ser Krankheit, besonders der Schwefel, und dessen anhaltender äußerlicher Gebrauch, haben sie aber ziemlich verdrängt.

Sollte eine Art von Vergiftung mit dieser Wurzel vorgefallen seyn, so sind Kaffee, Kamillen, und krampfsstillende Mittel überhaupt die besten Gegengifte, jedoch können Milch, Butter und andere fette Mittel in großer Menge genossen, in diesem Falle auch gute Dienste thun.

Wichtig ist eine Bemerkung vom Herrn Professor Schultes, eines unserer größten Botaniker, daß diese Wurzel im Frühjahr mit dem rothen Enzian ausgegraben wird, und unter diesen Wurzeln im Handel vorbkommt, wofür man sich zu hüthen Ursache hat.

Hierher gehören auch noch das vergessene unnütze Kamelheu, Kamelstroh (*Andropogon Schae-nanthus*), es kömmt als eine Art Binse, in kleine Bündel zusammengebunden zu uns, es soll häufig in den arabischen Wüsten wachsen, und den Kameelen der Karavananen zur wohlthätigen Nahrung dienen, wenn sie gleichsam im brennenden Sande baden, und schwere Lasten schleppen müssen.

Man

Man bezieht es als einen levantinischen Artikel über Smirna und Alexandrien. Es hat einen angenehmen, sauren, gewürzhaften Geruch, und scharfen bitteren Geschmack. Auch des indianischen Spiknards oder des Nardus müßten wir hier gedenken, er wird *Andropogon nardus* genannt, und ist gänzlich außer Gebrauch.

Das Glaskraut (*Parietaria officinalis* L.), machte sonst in der Arzneykunde einiges Aufsehen, und wurde von mehreren Ärzten angewendet. Die Blumentrone fehlt bey dieser Pflanzengattung, der Kelch ist vierspaltig, und in demselben befindet sich nach dem Verblühen nur ein Saame, welcher davon bedeckt wird. Diese Art hat lanzeteyförmige Blätter, welche ziemlich lang zugespitzt sind, hält man sie gegen das Licht, so bemerkt man durchscheinende Punkte, die Blumenstiele sind zweythellig. Man findet diese Pflanze hin und wieder an feuchten Mauern und auf Schutthaufen. Merkwürdig ist, daß dieses Kraut bey, oder eigentlich nach dem Trocknen durchsichtig wird, besonders wenn man Blätter davon in ein Buch legt, diese Eigenschaft hat ihm auch wahrscheinlich den Namen Glaskraut

erwys

erworben. Gegenwärtig ist es gänzlich aus der rationellen Arzneykunde verbannt. Der Geschmack ist nicht unangenehm, dem grünen Thee gleich, folglich etwas zusammenziehend. Man benutzte es ehedessen ganz vorzüglich in schleimigen Brustkrankheiten, Katarrhen, beschwerlichen Abgang des Urins, Fehlern der Harnblase, und gegen innerliche Entzündungen. Außerlich legte man es auf Wunden, Geschwüre, und besonders soll es gute Dienste gegen das Rothlauf (Erysipelas) leisten. Was seine Anwendung, mit Essig gekocht, bey Bräuchen leisten soll, können wir nicht begreifen, übrigens gehdrt es zu den unschädlichen Mitteln. Gewöhnlich werden auch andere Kräuter für dieses eingesammelt, wofür man sich zu hüten hat.

Wir kommen nun auf eine sehr wichtige Pflanze, wenn es nämlich wahr ist, daß von ihr das sogenannte arabische Gummi herrührt. Sie gehdrt in das Geschlecht der Mimosen oder Akazien, weswegen sie auch wahre Akazie genannt wird, Linne nennt sie *Mimosa nilotica*, und setzt sie unter die baum- oder strauchartigen Gewächse. Außerdem liefert uns auch eine andere Mimose (*Mimosa senegal*),

gal), wenn auch nicht vollkommen die nämliche, doch eine dem Gummi arabicum sehr ähnliche Substanz.

Vorzüglich ist dieses Gewächs im steinigten Arabien zu Hause, auch kömmt Gummi aus dem Innern von Afrika, aus Aegypten, Senegambien, Nigritien, und von der Küste von Guinea.

Die Natur hat zwar die Gummi-Substanz in viele Pflanzen gelegt; allein, in keiner bis jetzt bekannten in so reichlichem Maaße, und von so reiner Beschaffenheit, wie gerade hier. Dieses Gummi, welche aus der Rinde jener Bäume auströpfelt, kömmt mit mehr oder weniger gefärbten kleinern und größern Stückchen, von verschiedener Gestalt vor, mehrentheils ist es länglich, wurmförmig oder rund, auf der Oberfläche uneben, etwas runzlich, fest und spröde, im Bruche ist es glänzend, man bemerkt nicht den geringsten Geruch an einem vollkommen reinen Gummi, der Geschmack ist fade, süßlich, schleimig. Im Wasser löst es sich leicht und völlig auf, und giebt denen damit überzogenen Gegenständen Glanz.

Das sogenannte Senegalgummi (Gummi senegal), ist in seiner Grundmischung von dem eigentlichen arabischen Gummi nicht verschieden. Das Bedürfnis und der große Verbrauch des eigentlichen Gummi haben dieses auch seit mehreren Jahren zu einem so wichtigen Handlungsartikel gemacht.

Das Gummi arabicum bringen die Araber größtentheils aus der Gegend von Tor, und den Umgegenden des Berges Sinai, der Markt ist dann Groß-Kairo. Die Araber packen das Gummi in rohe Thierhäute, welche sehr fest zugenäht sind, und welche vor geschlossenem Handel nicht geöffnet werden dürfen; man kauft demnach hier, wie das Sprichwort sagt, dennoch die Katze im Sack, und wird oft von den listigen Arabern und Türken recht ächt muselmännisch, das heißt, grob betrogen. Zum Unterschiede eines andern wahren arabischen Gummi, nennt man dieses auch Gummi Torië. Dieses wird durch die unsern Lesern schon aus der Naturgeschichte der Thiere bekannten Karavannen aus dem Innern von Afrika, auch aus den Gegenden, welche um das rothe Meer liegen, in großer Menge nach Suez gebracht. Gemeiniglich erhält

erhält man gegenwärtig, bey größern Einkäufen an Ort und Stelle, eine Mischung von mehreren Gummi-Arten aus verschiedenen Gegenden. Die nächsten Bezugplätze des Gummi sind dann Marseille und Livorno, wo es entweder schon sortirt ist, oder dieser Kunstgriff dem dritten Käufer überlassen bleibt.

Das weiße, fast wasserklare Gummi, in kleinen, wurmförmigen Stückchen, wird für das beste gehalten; diesem folgt das ebenfalls weiße helle in kleinen Fragmenten, eines ist bräunlich gelb, ein anderes braun wie Bier, und dieses nennt man barbarisches Gummi. Das nur wenig dunkle, mit anhängenden Rindestückchen versehene, wird für das geringste gehalten, und unter dem Namen Dintengummi verkauft.

Die Franzosen brachten ehedessen aus ihren Besitzungen am Senegalflusse eine Menge Gummi, in größern Stücken und bräunlichgelb von Farbe, aber sehr leicht auflöslich, ohne einen gallertartigen Schleim zurückzulassen, und zu mehreren, besonders technischen Arbeiten sehr anwendbar.

Betrachten wir diese Substanz ihrem eigent-

S 2

lichen

lichen Wesen nach, und vergleichen ihr Verhalten zu andern Körpern, so finden wir, daß sie im Wasser leicht, und in einer jeden beliebigen Menge aufgelöst werden kann, Weingeist hingegen scheint keine besondere Wirkung darauf zu haben. Oele lösen das Gummi ebenfalls nicht auf; ein dicker Gummischleim mit Wasser bereitet, ist aber sehr geschickt, Kampfer, Oele, Fette, Wachs und dergleichen Stoffe, welche sich mit dem Wasser nicht verbinden, damit mischbar zu machen. Wenn man das arabische Gummi im Feuer behandelt, so stoßt es einen sauren Dampf von sich, und es bleibt eine schwer zu verbrennende Kohle zurück, gleichsam wie wenn man dieselbe Operation mit dem Zucker vornimmt.

Der Verbrauch des Gummi ist, sowohl in der Arzneykunde als auch in der Technik, überhaupt sehr groß, und eine nicht unbedeutende Menge Geld sehen wir für dieses Produkt aus Europa nach Asien und Afrika wandern. In der Arzneykunde benutzt man es als linderndes einwickelndes, besonders als Brustmittel, indem man es mit andern Substanzen verbindet, auch um manche Mittel

tel

kel dem Gaumen angenehmer zu machen. In den Künsten wird es ganz vorzüglich zur Verdickung der Farben und Weizen, vorzüglich in der so ausgebreiteten Kottendruckerey und Malerey verwendet. Auch füllt man mit schlechtern Gummisorten diejenigen Gefäße, auf welche die mit Lächern überzogenen elastischen Siebe stehen oder liegen, um die Farben mit Leichtigkeit und Gleichförmigkeit auf die Form zu bringen. Ein wichtiges Ingredienz ist ein gutes, nicht schleimiges Gummi zu allen Arten von Dinten, und es ist ein großer Fehler, wenn man zu einer Dinte, mit welcher schön und reinlich geschrieben werden soll, eine geringe Sorte Gummi anwendet, vielmehr sollte das allerbeste zu diesem Behuf ausgelesen werden.

Einen wichtigen Gebrauch des Gummi werden aber unsere verehrten Leser vielleicht weniger kennen; man benützt ihn nämlich oft eine geraume Zeitlang als einziges Nahrungsmittel des Menschen. Wenn der Mensch, theils von Gewinnucht geleitet, theils durch Nothdurst gedrungen wird, die unwirthbaren Wüsten Arabiens zu durchwandern, und außer seinen Kameelen nichts Lebendiges vor sich sieht,

sieht, kein Gräschen, kein Würmchen die traurigen Sandsteppen belebt, ein jedes Nahrungsmittel aber dem Verderben bloßgestellt wäre, indem die große Hitze alles in Fäulniß aufgehen lassen würde: so bleibt ihnen nichts zu genießen übrig, als unser Gummi, welches dem Verderben nie unterliegt. Lange und anhaltend kann jedoch diese Nahrung nicht genossen werden, weil sie die Kräfte gar zu wenig unterstützt, und dem Menschen überhaupt immer eine und dieselbe Nahrung nicht angemessen zu seyn scheint.

Hierher gehrt auch das Johannisbrod, nämlich in die drey und zwanzigste Klasse des Systems; man nennt es auch Sodbrod (*Cerantia siliqua* L.). Sowohl das Morgenland, die Inseln des mittelländischen Meers, wie das südliche Europa, bringen diese Frucht in großer Menge hervor. Es ist eine, dickem Leder gleichsehende, im frischen Zustande grüne, getrocknet lederbraune, mehrere Zoll lange, etwa einen schwachen Zoll breite Schotte, welche unter einer holzigen Rinde ein eckelhaft süßes Mark hat, in welchem glänzende braune, herzfrumige, sehr harte Kerne liegen, die in einem le-

der

derartigen Häutchen von etwas hellerer bräuner Farbe eingeschlossen sind.

So sehr auch ehebeffen diese Frucht als Brustmittel in Anwendung gebracht wurde, eben so sehr ist sie gegenwärtig außer Gebrauch gekommen; auch scheint sie mehr zum Nahrungsmittel, als zum Arzneymittel von der Natur selbst bestimmt zu seyn, indem der weibliche Baum eine solche Menge dieser Früchte hervorbringt, daß man mit dem Erträgniß eines einzigen einen ganzen Wagen beladen könnte. In Vaterlande pfllegt man, besonders auf der Insel Malta, die Maulesel damit zu füttern, bey uns ist es ein Lieblingsgenuß der jungen Leute, besonders da die Waare sehr wohlfeil ist, und man daher für wenige Pfennige eine große Menge der, der Jugend so allgemein angenehmen Süße erhält.

Wir können den Johannisbrodbaum auch bey uns erziehen, aber er hält unsere Winter nicht aus, und muß daher, wie alle Gewächse des Südens, den Winter und die rauhen Monate über, in einem Orangenhaus stehen. Auch macht man die Bemerkung, daß mehr Männchen als Weibchen entstehen,

sehen,

sehen, wenn diese Pflanze etwa aus den Kernen gezogen wird, welches sehr leicht geschehen kann. Um das Vergnügen zu haben, das immergrüne schöne Johannesbrod-Bäumchen um sich zu sehen, darf man nur einige Kerne in einen Scherben in gute Gartenerde pflanzen, reichlich begießen und warm halten, wo man nach einigen Monaten den Keim der Erde entsprossen sehen wird, es wächst dann besonders in der Stube freudig fort, und bedarf keiner besondern Pflege. Tab. XXXI. finden wir den Zweig derselben unter Fig. 36 abgebildet: *a b* die Schotten, *c* ein geschälter Kern, *d* die männliche Blüthe.

Eine kleine, übrigens unansehnlich scheinende Pflanze, deren Wurzel sehr viel Aehnlichkeit mit der Quecke (*Triticum repens*) hat, wurde als die ausländische Sarsaparille, welche bereits hier gehdrig gewürdiget worden ist, so theuer und fast nicht zu bekommen war, als Surrogat derselben vorgeschlagen, Tab. XXXII. Fig. 37 sehen wir diese Pflanze blühend, mit einem Stück ihrer Wurzel, in natürlicher Größe, welche oft 3 — 5 Fuß lang ist, und unter dem Rasen fortkriecht; das grasartige

artige Kraut wird ebenfalls oft Fuß hoch, da es aber von mehreren Thieren besonders gern gefressen wird, und auch zu den nahrhaftesten Grasarten gehört, so findet man es gewöhnlich schon in seiner Jugend abgebissen. Für die Schaafe ist es ein wahrer Leckerbissen, und sie finden es oft auf den magersten Tristen, als das gesündeste und nahrhafteste Futter häufig vor. Sandsegge, Sandriedgraswurz, Sandriedgras sind die gemeinsten deutschen Namen, und die Linneische Benennung ist *Carex arenaria*.

Man benutzt die Niedgraswurz in allen Fällen, wo man auch die Cassaparille anwendete, als Schleim auflösendes, verdünnendes, Schärfe widerstehendes Mittel, indem man sie, nachdem sie wohl getrocknet ist, in zwey Hälften spaltet und schneidet. Gewinnsüchtigen Apothekern hat man Schuld gegeben, daß sie selbe unter die theure Cassaparille mischten, oder wohl gar eine Wurzel für die andere gaben; wie auch die Wirkung beyder Körper seyn mag, so ist es auf jeden Fall unrecht und strafbar, ein Medikament für das andere herzugeben.

Sehr merkwürdig ist und war auch der *Mistel*, von welchem mehreres, sowohl in der Arzneykunde als in der Technik gebraucht wird.

Der *Mistel* (*Viscum album*), auch wohl *Eichenmistel*, *Tannen-* *Birn-* oder *Apfelmistel* genannt, je nachdem er auf oder an irgend einem dieser Bäume gefunden wird, ist eine wahre *Schmarozerpflanze*, und wird zu den holzigen Pflanzen gerechnet. In den Apotheken führt diese Pflanze ebenfalls diese Namen, und unter ihnen zog man immer den auf *Eichen* gefundenen vor, weil man ihm mehr Kräfte wie einem jeden andern zuschrieb; übrigens wird es wohl mit der Wirkung so ziemlich eine und dieselbe *Bewandniß* haben, sie wirken nämlich alle als ein leicht zusammenziehender Körper.

Betrachten wir unsere Abbildung, Tab. XXXIII. Fig. 38 so werden wir finden, daß aus einem gemeinschaftlichen Stamme, immer zwey gabelbrumige Aeste, ununterbrochen, bis an ihre Spitze fortgesetzt finden, diese sind mit keilförmigen, oben abgerundeten, der Substanz nach lederartigen Blättern besetzt, und in der Winkelspitze der Gabeln befinden sich entweder Blüten oder Früchte, letz-

tere

tere sind glasartig, durchsichtig, und enthalten in einem leimartigen Körper, der sehr zähe ist, die Saamen.

Die Rinde, welcher man die eigentlichen medizinischen Kräfte zuschreibt, ist, sie mag jung oder alt, frisch oder getrocknet seyn, von dunklerer oder hellerer grüner Farbe, und löset sich leicht vom holzigen Theile. Man sammelt den Mistel im späten Herbst oder im Winter, zu welcher Zeit er erst seine Blüthen trägt. Es ist kein Präparat von dieser Pflanze bekannt, gemeiniglich verordnet man das Pulver der Rinde als ein krampfstillendes Mittel bey Kindern, welche zu viel schreyen, und Krämpfe im Darmkanal vermuthen lassen; hier möchte aber wohl ein wenig Magnesie mit Anis und Rhabarber wirksamer seyn. Ehedessen legte man den Kindern und alten Leuten, denen es an nächtlicher Ruhe fehlte, einen Eichenmistel unter das Kopfkissen, nun das mag man auch noch in unsern Tagen thun, der Glaube soll die Sache bestätigen, wenigstens gehört diese Anwendung des samtsen Mistels zu den unschädlichen Handlungen.

Wenn Schätze gegraben werden sollen, so rathet ich nebst dem kohlen schwarzen Bock, auch den Eichenmistel nicht hinterm Ofen liegen zu lassen, sonst wird aus der Sache nichts, und der schon gefundene Schatz sinkt wieder in seine unerreichbare Tiefe hinab. Auch als Wetterableiter wurde gar oft und noch jetzt, ein rechter schöner Mistel, welcher in der Christnacht geholt worden war, über die Thüre genagelt, und Gott weiß, zu was für abergläubischen Dingen man ihn noch angewendete.

Sehr nützlich sind die Beeren des Mistels dem Vogelfsteller, man siedet, besonders aus den Beeren des Fichtenmistels, den allbekanntten Vogelkleim, welcher besonders gute Anwendung findet, um kleine Vögel zu fangen. Man kann auch den Vogelkleim als ein erweichendes Mittel auf Verhärtungen legen, wo er durch seine Reizung, sehr viel zur Beförderung der Eit rung beyträgt. Der Mistel ist aber nicht das einzige Mittel, aus welchem man den Vogelkleim bereitet, es werden dazu noch viele andere Körper verwendet.

Ein Vogel, welcher zu dem Geschlechte der Drosseln gehört, lebt einen großen Theil des Jahres

reß über von diesen Beeren, weswegen er auch wohl den Namen Mistler, Mistelvogel erhalten haben mag, und es ist dabey zu bewundern, wie ein thierischer Magen im Stande ist, einen so viscidischen Stoff mit gutem Erfolg zu verdauen.

Eine sehr schöne Pflanze, besonders auffallend wegen ihrer wahrhaft schön zinnober rothen Frucht, sehen unsere Leser auf Tab. XXXIV. Sie wird auch zur Zierde in Zimmern und Treibhäusern mit vieler Mühe gezogen. Wir sehen hier Fig. 39 einen blühenden Zweig, und Fig. 40 eine vollkommen reife Frucht, welche erst grün, dann gelb ist, und endlich bey ihrer vollkommenen Reife diese schön rothe Farbe annimmt: *a* ist ein Kern, etwas vergrößert, um die besondere Struktur seiner Oberfläche zu sehen, *b* eine Blume.

Gemeiniglich nennt man diese Pflanze Balsamapfel, auch wohl Momordika, Linné nennt sie *Momordica balsamina*, den gemeinen Balsamapfel, und hat acht Arten des Geschlechts angegeben, die alle mehr oder weniger schön sind, wovon aber diese Art, und vorzugeweise die Frucht, unter die Heilkörper aufgenommen worden ist. Die wesentlichen Merkmale, wodurch das Geschlecht von dem

Botan

Botaniker unterschieden wird, sind folgende, und es gehöret im Allgemeinen zu den rankenden Gewächsen mit Gabeln oder Stützen.

Der Kelch der männlichen Blumen ist fünfspaltig, und die Krone findet sich öfters in sechs Theile getheilt, Staubfäden findet man drey, die weiblichen Blumen sind fünfspaltig, und die Krone findet sich öfters in sechs Theile getheilt; der Staubwege findet man drey, die weiblichen Blumen sind fünfspaltig, und die Krone pflegt gewöhnlich nur in drey Theile getheilt zu seyn, der Griffel ist dreyspaltig, und mit der Reife springt die Saamenskapsel elastisch auf. Dieser gemeine Balsampfelf, oder Momordika, zeichnet sich durch hockrige Früchte und glatte abstehend handförmige Blätter aus.

Ostindien, und zwar sehr warme Gegenden daselbst, sind das Vaterland dieser angenehmen Pflanze, dieses giebt uns auch das Regim an, wo wir dieselbe ziehen sollen, selten gelingt ihre Kultur in der Stube, es gehöret schon ein recht warmes Treibhaus dazu, um kräftige Pflanzen, und schöne reife Früchte zu erhalten. Selten kömmt auch mehr als eine Frucht an einer Pflanze zur Vollkommenheit, jedoch

jedoch zieht man von ihr in Deutschland reifen Saamen.

Berühmter, als gegenwärtig, war der Balsamapfel vor ziemlich langer Zeit, zu welcher man die Heilung fast einer jeden Wunde, sie mag entstanden seyn wie sie nur immer wollte, wie sie sich nur schloß, den Kräften des äußerlich angewendeten Heilmittels zuschrieb, und gern unterstützte der Charletan solche Meynungen. Man machte nämlich die Erfahrung, daß oft sehr bedeutende und tief eindringende Wunden, wenn kein Haupt-Blutgefäß verletzt worden war, in einer Zeit von 3 Tagen vollkommen geheilt waren; hatte man nun ein Mittel angewendet, wie den Balsamapfel und andere, so wurde, was ganz natürlich war, der Erfolg dem Mittel zugeschrieben, und große Rede gieng dann von Mund zu Mund, gegenwärtig weiß man, daß eine jede frische Wunde bey übrigens gesundem Körper heilt, wenn man sie sogleich vereiniget, und die Luft abzuhalten sucht, man nennt dieses den Weg der ersten Vereinigung der Wunden.

Um den Balsamapfel zu gebrauchen, schneidet man ihn in Stücken, nimmt die Kern heraus, und legt

legt ihn in ein mit Del gefülltes Glas, welches man einige Zeit der Sonne aussetzt, und dann bey Seite stellt; das Del wird dann goldgelb gefärbt, weiter geht keine Veränderung damit vor; in der Apotheken bereitet man, der Nachfrage wegen, das Del ebenfalls, und bezeichnet es mit dem Namen: *Oleum momordicæ.*

Man findet in mehreren ältern Büchern die Kraft dieses Oels so sehr gepriesen, daß man ihm Wunderdinge zuschreibt: so soll ein vollkommen abgehauener Finger, Hand oder Fuß, wenn er mit dem Stumpfen vereiniget und mit diesem Oele verbunden wird, wieder anwachsen, wie ein Pfropfzweig; nun das wäre so übel nicht, und wenn es wahr wäre, so würde die Kunst, die verloren gegangene Nase zu ersetzen, die man jetzt gefunden hat, früher mit weniger Umständen verbunden gewesen seyn. Gegen die Unbequemlichkeiten der Goldader wendet man dieses Del ebenfalls als ein unschädliches Mittel mit gutem Erfolg, wie ein jedes anderes Del an.